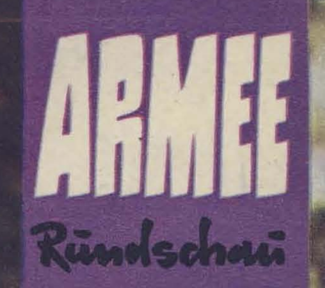


Magazin des Soldaten

HEFT 8 • AUGUST 1965 • PREIS MDN 1,–

ZWISCHEN WECKEN UND ZAPFENSTREICH



Kompaniechef mit „Stier“ bei der Brückenweihe

Kür auf dem Schwebebalken





Beidarmiges Reißen mit Eisenbahnschienen



Pionier Lemke nach unfreiwilligem Fußbad

Spreewald – mit den Augen des Touristen gesehen heißt das Wasser, Kähne, bunte Trachten, idyllische Landschaften. Die Pioniere der Kompanie Philipp aber denken dabei zuerst an Hitze, Staub, Schweiß und Mücken. Aber sie werden angenehm entschädigt. Sie haben Schwein, wenigstens ein halbes. In ihrer Feldküche nämlich. Gespendet vom volkseigenen Gut „Spreewald", für das sie Brücken bauen.

Das VEG hatte Futtersorgen. Weniger für die 280 Jungtiere, die hier zur Zeit als künftige Milchspender aufgezogen werden, als für die 1000 und mehr, die es einmal werden sollen. Futter wächst genug auf den Spreewaldwiesen. Aber die großen Flächen sind nur mit Kähnen erreichbar. Moderne Landtechnik – schön und gut. Man kann einen Traktor mal im Kahn über ein Fließ bringen. Aber für die weit über 700 ha Grünland, die das Gut dieses Jahr bekam, ist das ein Tropfen auf den heißen Stein.

„Ohne die Pioniere wären wir aufgeschmissen", meint Tierzuchtbrigadier Richard Nowigk. Und so denken alle Landarbeiter.

Der Kompaniechef ist indes besorgt, die Brücken schnell zu schlagen. Neun sollen es werden, mit zweien gleichzeitig beginnt die Kompanie. Eine entsteht hier am Irrtumfließ. Die andere Baustelle liegt zwei Kilometer entfernt, ist aber nur über 36 Kilometer Umweg zu erreichen. Erschwerte Bedingungen also für die Pioniere. Dazu führen die Fließe noch Hochwasser, die Wiesen sind teils überschwemmt. Rammfähre und Kranwagen können auf den sumpfigen Wegen nicht herangebracht werden. So machen die Pioniere fast alles mit Muskelkraft.

Trotzdem stehen mittags bereits die Pfahljoche. Die Streckbalken werden aufgelegt, eigentlich Arbeit des Kranwagens. „Holz komm! – Zu – gleich!" In der Pioniersprache zwar richtig, dieses Kommando, aber trotzdem etwas widersinnig. Die Balken sind in Wirklichkeit lange, schwere Eisenbahnschienen. Die Pioniere haben alle Mühe, sie über das Fließ zu wuchten.

„Holz bleibt Holz", meint Unterfeldwebel Tippmann und wischt sich den Schweiß vom Gesicht.

Am nächsten Morgen sind beide Brücken fertig. Die Landarbeiter danken den Pionieren. Der Gutsdirektor spricht vor der angetretenen Kompanie: „Ein Beweis mehr, daß bei uns Bauern und Soldaten untrennbar verbunden sind."

R. D.

POSTSACK

Die rechte Schmiede

Ich möchte gerne einmal wissen, wo man sich melden muß, wenn man sich zu drei Jahren Dienst in der Armee verpflichten will.

Hans-Jürgen Wolf, Neubrandenburg

Ein solcher Entschluß ist zu verwirklichen. Man braucht sich nur an das zuständige Wehrkreiskommando zu wenden.

Praktischer Nutzen

Seit dem Tage meiner Musterung im Oktober 64 bin ich begeisterter Leser Ihrer Zeitschrift. Obwohl ich noch nicht gedient habe, interessiert mich alles, was mit Armee und Waffentechnik zusammenhängt. Ich bin in unserem Betrieb bei der Kampfgruppe. Dort hatten wir auch Unterricht über die MPi. Mir kam dabei manches zustatten, was ich in der AR gelesen hatte.

Hartmut Herrmann, Berlin

Finanzielle Zwischenfrage

In der AR habe ich gelesen, daß in Ehren entlassene Soldaten auf Zeit ein Zusatzstipendium von 80 MDN erhalten, wenn sie ein Studium aufnehmen. Ich habe zwei Jahre als Freiwilliger gedient. Wie sieht es in einem solchen Falle aus?

Helmut Taubert, Leipzig

In der Stipendienordnung vom 17. 12. 62 ist im § 6 festgelegt, daß solche Studenten, die vor dem Erlaß des Wehrpflichtgesetzes in der Nationalen Volksarmee dienten, ein Zusatzstipendium nur dann erhalten, wenn ihre Dienstzeit mindestens vier Jahre betrug.

Idealist ...

Noch eine Bemerkung zu der Umfrage „Muß ein Mädchen sexy sein?" im Maiheft. Eine moderne Frau stelle ich mir so vor: Sie muß vielseitig interessiert sein. Sie muß am gesellschaftlichen Leben teilnehmen und ihren Beruf mit Freude und Lust ausführen. Zum anderen muß sie es verstehen, im Haushalt gut zu wirtschaften, sich immer nett zu kleiden und in der Öffentlichkeit





selbstsicher aufzutreten. Ich kann sagen, daß meine Frau diese Eigenschaften hat. Unteroffizier Heerlein, Gebersreuth

... und Realist

Wenn ein Mädchen materielle Voraussetzungen mitbrächte, könnte man über einiges hinwegsehen. Unter materiellen Voraussetzungen verstehe ich eine eigene Wohnung oder einen fahrbaren Untersatz (Auto) oder vermögende Eltern. Das macht die Sache schon interessanter. Da würden meine Abneigungen gegen die mir nicht genehmen Eigenschaften rapide geschwächt werden.

Obermatrose Kubenz, Stralsund

Panther, Tiger und andere

Wann brachten die Faschisten den Tigerpanzer heraus, wo wurde er produziert, und wie heißen die Konstrukteure? Klaus Lamz, Zwönitz

Der Panzer VI „Tiger" kam 1943 zum Einsatz. Er hatte eine Masse von 55 t, ein 8,8-cm-Langrohrgeschütz, 5-Mann-Besatzung und fuhr 40 km/h. Da die Panzerkonstruktion unter der Leitung des Heereswaffenamtes stand, wurde sie nicht von einzelnen Konstrukteuren ausgeführt, sondern von Konstruktionsgruppen. Die Produktionsstätten für Panzer befanden sich z. T. im Ruhrgebiet und z. T. in Kassel (Henschelwerke).

Eine Lanze für die Kunst

Die AR müßte noch mehr gehaltvolle Erzählungen und Berichte über Kunst und Künstler bringen. Gerade während der Armeedienstzeit sollte man nichts unversucht lassen, um die jungen Menschen für die Kunst in jeder Form zu interessieren, da hier die Möglichkeit einer längeren direkten Einwirkung gegeben ist.

Hilmar Kinnigkeit, Neuruppin

Gedankenstütze

Ich habe drei Jahre in der NVA gedient. Ich wollte Flugzeugführer werden, aber kurz vor Abschluß der Ausbildung mußte ich aus gesundheitlichen Gründen leider aufgeben. Deshalb wurde ich 1963 als Unteroffizier in die Reserve entlassen. Bis zum vergangenen Jahr hatte ich Verbindung zu einigen Genossen aus meiner Staffel. Sie ist jedoch plötzlich abgerissen. Zu gern

möchte ich aber wissen, wie sich meine Genossen weiterentwickelt haben. Vielleicht erinnern sich die Unterleutnants Rainer Böhrs, Rainer Straßburg und Hans Walther meiner und schreiben mir einmal.

Rainer Kunze,
Gersdorf, Hauptstraße 89.

Kursbuchknobeleien

Bei uns gibt es einige Fragen zur Urlaubsordnung. Müssen zu Urlaubsfahrten zuschlagpflichtige Züge benutzt werden? Sind Armeeangehörige verpflichtet, die schnellste oder die kürzeste und billigste Verbindung zu nehmen?

Offiziersschüler Hirsemann, Kamenz

Die Benutzung der schnellsten Verbindung liegt doch wohl im Interesse jedes einzelnen, damit er möglichst lange zu Hause sein kann. Bei der Berechnung der Fahrzeit geht man natürlich von der schnellsten Verbindung aus. Das bedeutet auch die Benutzung zuschlagpflichtiger Züge.

Soldatenkameradschaft

Bei einer Übung im April erlebte ich ein wirkliches Beispiel von Kameradschaft. Früh um sechs Uhr wurden wir alarmiert. Das war ein harter Tag. Beim Abendbrot begannen wir unser Zeltlager aufzuschlagen und fielen todmüde auf unsere Lager. Im Morgengrauen begannen wir den Rückmarsch. Bis zur Hälfte der Strecke konnte ich noch durchhalten. Ich hatte mir bereits Blasen gelaufen. Nun war ein langer Hang zu überwinden und meine Kräfte waren am Ende. Auf dem Rücken hatte ich den Teil 1 des Sturmgepäcks, auf der Schulter das IMG. Der Genosse Heinz Schindler erkannte meinen Zustand an dem Schweiß auf meiner Stirn. Ohne Aufforderung übernahm er mein IMG und dadurch konnte ich mit der Kompanie das Ziel erreichen. Gefreiter Zanke, Marienberg

Heimschläfer

Kann ein Soldat auf Zeit außerhalb der Kaserne wohnen, wenn die Garnisonsstadt gleichzeitig sein Wohnort ist?

Funker Scholz, Dresden

In der DV 10/3 ist in Ziffer 132 festgelegt, daß Soldaten auf Zeit und Berufssoldaten mit Unteroffiziers- und Soldatendienstgrad entsprechend den dafür geltenden militärischen Bestimmungen außerhalb der Kaserne wohnen können. Diese Bestimmungen sind in der DV 10/14 Ziffer 45 enthalten. Vorgesetzte mit der Disziplinarbefugnis ab Regimentskommandeur können diese Genehmigung erteilen, wenn sich der Wohnsitz der Soldaten auf Zeit im Standort befindet.





Postskriptum zur Kinoumfrage

Man müßte auch im Trainingsanzug ins Kino gehen können; vorgeschrieben ist Ausgangsuniform. Allerdings kommt es darauf an, wer OvD hat. Dementsprechend ziehen wir uns auch an.

Soldat Manfred Melcher

Wenn ich ins Kino gehe, dann im Trainingsanzug. Wenn ich in Ausgangsuniform gehen sollte, würde ich lieber verzichten.

Unteroffizier Joachim Meyhöfer

Man müßte nur einmal wissen, wie die Genossen es im Zivilleben halten, wenn sie ein Kino oder eine andere Veranstaltung besuchen.

Zuständig für Reservisten

Für meine Dienstzeit in der NVA wurde mir die Medaille „Für treue Dienste“ verliehen. Durch öfteres Tragen an der Dienstuniform der Deutschen Volkspolizei ist das Band etwas unansehnlich geworden. Wo kann ich ein neues kaufen?

Günter Müller, Halle

Wenn ein Reservist Effekten irgendwelcher Art braucht, dann sollte er sich an das zuständige Wehrkreis- oder Wehrbezirkskommando wenden.

Doppelgeschoß

Kürzlich hörte ich etwas von einer Doppelgeschoßpatrone. Was ist darunter zu verstehen?

Wolfgang Sebastian,
Annaberg-Buchholz

Die Doppelgeschoßpatrone geht auf ein schweizer Patent zurück. In einer Hülse sind zwei Geschosse untergebracht. Das zweite sitzt unmittelbar hinter dem ersten. Es ist in der Pulverladung eingepreßt und wird durch den Druck der Pulvergase mit dem ersten ausgestoßen. Die Streuung des zweiten Geschosses ist sechs- bis siebenmal höher als die des ersten. Man verspricht sich jedoch von dieser Patrone eine größere Trefferzahl im Nahkampf.

Der Gartenzwerg

Über die Rückseite Ihrer Nummer vom Juni bin ich direkt erschrocken. Eines meiner Hobbys ist die Bekämpfung des Kitsches, wo ich ihn auch antreffe. Und dieses Bild ist nach meinem Gefühl vollendeter Kitsch. Der Bikini paßt nicht zu einer soldatischen Haltung (linke Hand an der nicht vorhandenen Hosennaht!). Mich stören weiter die Ärmelschoner zum Bikini. Diese Schoner trugen in uralten Zeiten die Bürokraten, wenn auch nicht gerade in Rot. Das schlimmste aber für mich sind die Netzstrümpfe und die Stiefel. Ich bin der Meinung, das von mir „beanstandete" Bild kann man ruhig neben eine Kiste von Originalgartenzwergen stellen.

Walter Hengst, Karl-Marx-Stadt

Besondere Kennzeichen

Ich möchte gern wissen, ob die Fallschirmspringer der Nationalen Volksarmee besondere Kennzeichen an der Uniform tragen.

Manfred Köhler, Neustadt

Die Fallschirmjäger tragen nicht die übliche Kopfbedeckung, sondern Baretts. Ihre Waffenfarbe ist ein helles Karminrot.

Achtung, Fehler!

Im Heft 6/65 ist auf der Seite 6 eine Riesenzahl angegeben. Ich bin mit dieser Lösung nicht einverstanden. Die Zahl müßte richtig heißen:
1 Quintillion 260 Quadrilliarden.

Werner Meyer, Fehrbellin

Musik geht zu Herzen

Am 20. Juni kamen Genossen des Standortmusikkorps Erfurt der Nationalen Volksarmee unter der Leitung von Oberleutnant Weiß zu uns nach Ilfeld und brachten ein Kurkonzert. Mir und auch den anderen Gästen und Einwohnern hat es sehr gefallen. Deshalb möchte ich dem Genossen Weiß und den anderen Mitwirkenden für ihre Mühe danken und ihnen noch recht viele Erfolge wünschen.

Sieglinde Politt, Ilfeld-Wiegersdorf

Technisch interessiert

Seit zwei Jahren bin ich Leser der AR. Sie entspricht vollkommen meinen Wünschen. Können Sie mir die technischen Daten des Sturmgewehrs 44 der faschistischen Wehrmacht nennen?

Walter Uhmann, Gotha

Seine Masse betrug 5,4 kg, die Länge 94 cm. Dieses Gewehr hatte ein Kaliber von 7,92 mm. Das Magazin faßte 32 Schuß. Die Vo betrug 661 m/s. Bei Feuerstößen bis zu 5 Schuß arbeitete die Waffe vollautomatisch.



Vignetten: Klaus Arndt

Im Mittelpunkt der Mensch

Ich habe mit besonderem Interesse „Die aktuelle Umfrage" in Heft 6 gelesen. Es kommt wirklich immer darauf an, wie das Verhältnis zwischen Soldaten und Vorgesetzten ist. Ich habe das schon persönlich erleben dürfen; mein Mann ist schon acht Jahre bei der „Fahne", wie man wohl so sagt. Ich bin der Meinung, daß an erster Stelle immer der Mensch stehen sollte. Wenn man ihn achtet und auf seine Gefühle und Interessen einigermaßen eingeht, dann wird es auch möglich sein, mit allen eine große Sache zu vollbringen.

Elfriede Raue, Potsdam

Winkelrechtliches

Darf der Soldat auf Zeit den Winkel vom Tag der Bestätigung an tragen oder erst ab neunzehntem Dienstmonat?

Soldat Franklin, Magdeburg

Der Winkel wird ab neunzehntem Dienstmonat getragen, denn entsprechend § 6 (4) der Dienstlaufbahnordnung beginnt das Dienstverhältnis als Soldat auf Zeit nach der Ableistung des Grundwehrdienstes.

An Lothar und Pitt

Am 18. Mai lernten wir in einem Tanzlokal den Oberleutnant Lothar und den Oberleutnant Pitt kennen. Sie weilten für längere Zeit in Hohenstücken. Am 22. Mai mußten sie plötzlich abreisen, und wir hatten keine Gelegenheit, die Adressen auszutauschen. Beide sind in Oranienburg stationiert.

Alita Schröder, Elli Fuchs,
Brandenburg (Havel)



Gefreiter Lehnert fragt: Mein Sohn hatte im Betrieb meiner Frau sozialistische Namensgebung. Der beantragte Sonderurlaub wurde von meinem Kompaniechef abgelehnt. Dieser Anlaß sei in der DV „nicht vorgesehen". Wie stehen Sie dazu?

In der Tat führt unsere Urlaubsordnung die sozialistische Namensgebung nicht direkt auf. Dort wird festgelegt, daß „zu den folgenden Anlässen o d e r bei außergewöhnlichen Ereignissen" Sonderurlaub genehmigt werden kann: bei eigener Hochzeit, bei Entbindung der Ehefrau, für den eigenen Umzug, bei schwerer Erkrankung oder Tod eines zum Haushalt gehörenden Familienangehörigen und bei Katastrophen, die den eigenen Haushalt betreffen.

Nun ist die Frage, ob die sozialistische Namensgebung zu den „außergewöhnlichen Ereignissen" gehört. Und meiner Meinung nach ist das nicht der Fall; denn sie kommt weder unerwartet noch ist sie unaufschiebbar. Trotzdem würde ich einen guten Soldaten mit einem derartigen Sonderurlaub belohnen.

Aber dieser ganze Absatz ist – wie man manchmal so unschön sagt – eine Kann-Bestimmung. Und es muß auch eine sein; denn das oberste Gebot der Armee und damit auch das höhere Familieninteresse ist die ständige Gefechtsbereitschaft. Dieses mit den augenblicklichen Familienwünschen unter einen Hut zu bringen, ist – offen gesagt – für den Vorgesetzten nicht einfach und nicht jederzeit möglich. Deshalb wäre es auch vermessen von mir, vom grünen Tisch aus ein Urteil in Ihrem Falle zu treffen. Allerdings weiß ich, daß unsere Vorgesetzten im allgemeinen bei der Gewährung von Sonderurlaub nicht kleinlich sind.

Und noch eins: Wenn die unmittelbaren Aufgaben der Einheit den Sonderurlaub nicht gestatten, sollte man nach einer Möglichkeit suchen, die Namensgebung zu verschieben.

Oberst Richter antwortet

Soldat Kiefert fragt: Ich werde im Herbst, also nach den Wahlen, entlassen. Sollte ich da nicht besser in meinem Heimatort wählen? Kann ich in meinem Heimatort als Kandidat aufgestellt werden?

Ab 18 Jahren hatten Sie die Pflicht, unsere Republik durch Ihren Wehrdienst und, wenn es sein muß, mit Ihrem Leben zu schützen. Deshalb ist es nicht mehr wie recht und billig, wenn dieser hohen Pflicht auch das Wahlrecht gegenübersteht. In Westdeutschland ist das durchaus nicht so. Die Bundeswehrsoldaten dürfen erst mit 21 Jahren das System wählen, welches sie bereits ab 18 angeblich verteidigen sollen. Und gewählt werden können sie überhaupt erst mit 24.

Aber bei uns ist die Sache ehrlich: Die Jugend hat unser Vertrauen, deshalb trägt sie die Verantwortung mit!

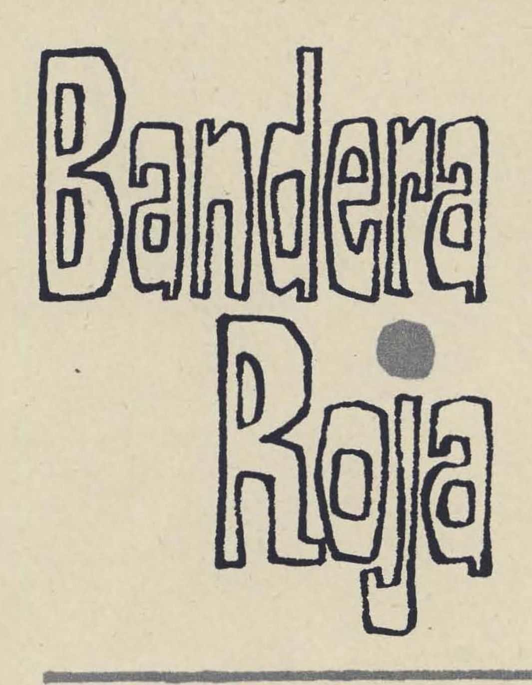
Nun können unsere Armeeangehörigen weder die Vertretung der kleinsten Gemeinde ihres Standortes noch die ihres Heimatortes wählen, wenn sie im Grundwehrdienst stehen. Aber die Kreistagsabgeordneten ihres Standortbereiches bzw. die Stadtverordneten kreisfreier Städte wählen sie mit. Wohl jede Einheit ist mit den Einrichtungen des Kreisgebietes verbunden. Unsere Soldaten haben ein Recht – beispielsweise durch die Solidarität beim Bau gemeinnütziger Anlagen – sowie ein Interesse daran mitzubestimmen, wem die öffentliche Verantwortung im Kreisgebiet übertragen werden soll; denn die Kreisorgane sind unter anderem verantwortlich für die Einrichtungen der HO, für die Verlegung dieser oder jener Buslinie u. a. Wenn Sie auch kurz nach der Wahl wieder nach Haus gehen, so kommen doch zu gleicher Zeit neue Genossen, für die Sie stellvertretend diese Interessen vertreten sollen. So werden Sie also an Ihrem Standort zwei große Mandate den Kandidaten der Nationalen Front übertragen: Einmal für Frieden, Demokratie und Sozialismus zu wirken, und zum anderen, mit dafür zu arbeiten, daß der Standortbereich zur zeitweiligen zweiten Heimat des Soldaten wird.

Natürlich können Armeeangehörige – und nicht nur Berufssoldaten – auch gewählt werden. Da jedoch ein solcher Auftrag viel Kraft und Zeit fordert, ist er nur sinnvoll, wenn diese am Standort wohnen oder bald dahin zurückkehren.

Ihr Oberst

Richter





Von
Konstantin Simonow

Unterwegs von Leskovac nach Pirot machten wir in dem Städtchen Vlasotinci Rast. Das Städtchen war erst zwei Tage vorher von deutschen Okkupanten gesäubert worden, aber die kleine Schenke, in der wir unser Abendbrot einnahmen und bis lange nach Mitternacht sitzen blieben, trug bereits den Namen „Café Stalingrad".

Die hochtrabende Bezeichnung, die mit roter Farbe quer über das kaputte und mit Papier überklebte Glas des einzigen vorhandenen Fensters gemalt war, wirkte naiv und rührend; sie machte einen unwillkürlich lächeln.

Wir waren fünfzehn Männer. Der Wirt hatte für uns die drei klobigen Eichentische des „Cafés" zusammengerückt. Für uns war das Abendbrot auch Frühstück und Mittagessen, denn wir hatten seit dem Vortage nichts zu uns genommen. Nach dem Fleischgericht mit Paprika, der in den verschiedensten Varianten das ganze Menü bildete, blieben wir noch sitzen, um uns an dem großen offenen Herd zu wärmen und unsere vom Paprika verbrannten Kehlen mit säuerlichem Weißwein zu spülen. Brigadekommandeur Major Simić, der einen vollen Krug vom Tisch genommen hatte, drehte das Gefäß mit einer unnachahmlichen Bewegung leicht zur Seite und neigte es in seltsamen Winkel, daß sich ein dünner Strahl daraus ergoß. Er hielt den Weinkrug über seinem Kopf und fing den Strahl mit dem Munde auf, hob das Behältnis dann höher und höher, und immer floß das erquickende Naß direkt in seinen Mund.

Als Simić den Krug auf die Tischplatte zurückstellte, wandte sich der schweigsame russische Hauptmann, der zur Errichtung eines Flugplatzes in die Stadt gekommen war und den ganzen Abend noch kein Wort gesprochen hatte, mit der Frage an ihn:

„Sie waren gewiß in Spanien?"

„Ja", erwiderte Simić.

„Dort trinken sie den Wein alle so." Er steckte sich eine Zigarette an und hüllte sich wieder in Schweigen.

Lange starrte Simić in das flackernde Herdfeuer und sagte dann nachdenklich zu mir:

„Im Herdfeuer sieht man immer seltsame Bilder, nicht wahr?"

„Bilder? Wieso?"

„Ja. Man schaut vor sich hin, und schon überkommen einen die Erinnerungen. Das flakkernde Feuer gemahnt einen stets an etwas. Jetzt züngelt es wie in den Bergen bei Santander, und die Scheite prasseln, als peitschten Schüsse."

Sein mir zugewandtes Gesicht wurde bei den letzten Worten traurig. Ich fragte: „Waren Sie in den letzten Tagen von Santander dabei?"

„Und manchmal", fuhr er fort, als habe er meine Frage überhört, „manchmal sieht man im Feuer einen Menschen, der nicht mehr unter den Lebenden weilt. Das ist dann schon reine Phantasie, weil das Feuer gar keine Ähnlichkeit hat mit einem Menschenantlitz. Und doch sieht man's . . . Ja, ich habe die letzten Tage von Santander erlebt, und ich muß gerade an einen Mann denken, mit dem ich dort bei den Internationalen Brigaden war."

Simić war nicht gerade gesprächig, aber ich hatte bereits bemerkt, daß er gewöhnlich alles, was ihm auf dem Herzen lag, aussprach, sobald er einmal angefangen hatte. Also harrte ich schweigend der Fortsetzung seiner Erzählung.

„Ich befehligte dort eine Batterie, und er war Geschützführer bei mir", fuhr Simić nach einer langen Pause fort. „Er war Bulgare, und er hieß Popoff. Eigentlich führte er dort einen anderen Namen, aber das spielt weiter keine Rolle, ich kannte seinen richtigen Namen.

Am letzten Tag hatten wir von vier Geschützen nur noch zwei. Alle Pferde waren beim Bombenangriff draufgegangen, und so zogen wir die Kanonen selbst. Aber mitnehmen konnten wir sie nicht, kein Gedanke daran. Es war spanischer Winter — Schlamm und Regengüsse."

„Ja, im Winter ist der Schlamm dort immer unausstehlich", ließ sich der russische Hauptmann wieder vernehmen, doch ebenso unerwartet verstummte er wieder und wandte sich ab, als habe an seiner Stelle ein anderer gesprochen. ▶



Zeichnung: Wolfgang Würfel

„Stimmt genau“, sagte Simić. „Die Wege sind förmlich aufgeweicht. Bald danach war mir noch eine Kanone ausgefallen, und die Bedienungsmannschaft war tot. Da ging ich zu Popoff, dessen Geschütz unsere letzte Hoffnung war.

Zu diesem Zeitpunkt griffen deutsche Panzer und Marokkaner an. Wir beschossen sie. Popoff hatte nur noch einen Mann und mich. Wir brachten die Granaten und luden, Popoff feuerte. Als der dritte Mann gefallen war, blieb ich mit Popoff im strömenden Regen allein.

Popoff hatte seine Lederjacke schon abgelegt, als ich zu ihm stieß. Nun riß er sich auch noch das Hemd vom Leibe. Halb nackend und schwitzend feuerte er weiter.

Bald darauf hatten wir einen Panzer in Brand geschossen und dann noch einen, aber uns waren nur noch drei Granaten geblieben. Da wandte er sich vom Geschütz ab, bückte sich und holte einen zur Hälfte im Erdreich eingegrabenen Krug mit Bier hervor.

‚Eine Hitze ist das, Pablo!‘ sagte er. Sie nannten mich dort alle so – Pablo.

Er trank auf spanische Art aus dem Krug, so wie ich vorhin, fing den Strahl mit dem Munde auf, schluckte gierig und sagte immer wieder: ‚Heiß ist's, was, Pablo?‘ Die Regentropfen rannen ihm über den nackten Oberkörper.

Auch ich trank von dem Bier; dann feuerten wir die letzten Granaten. Popoff wurde verwundet und fiel, in die Brust getroffen, zu Boden. Ich entfernte das Schloß aus dem Ge-

schütz, warf es weit von mir und lud Popoff auf meinen Rücken. Er sagte mir, was viele in solchen Situationen sagen: ‚Höre, Pablo. Laß mich zurück!' Und fluchte in allen drei Sprachen, die er kannte.
Aber ich schleppte ihn mit bis zur Schlucht und stieg mühsam hinab. Dort lasen uns Republikaner auf, denn auch ich war verwundet. Er konnte mit dem letzten Schub aus Santander abtransportiert werden. Ich blieb, denn meine Verwundung war leichterer Art. ‚Danke Pablo, Dank für alles. Leb wohl!' sagte er zu mir, als man ihn davontrug. ‚Wieso denn Lebewohl? Wir sehen uns schon noch', antwortete ich, obwohl ich kaum glaubte, daß wir uns noch einmal begegnen würden."
Simić schwieg lange. Verbissen stocherte er mit dem Feuerhaken in der Glut des Herdes herum. Dann sprach er zornig weiter.
„Woher sollte ich auch ahnen, daß wir uns wiedersehen würden? Ich gehöre zu denen, die in Spanien den Kelch bis zur Neige leerten. In Europa wollten sie ja damals noch nicht begreifen, was Faschismus bedeutet. Ich ging über die französische Grenze, saß zwei Jahre in einem französischen Konzentrationslager, entfloh, geriet dann in ein deutsches KZ und floh wiederum. Wie sollte ich denn ahnen, daß wir uns nochmals begegnen würden? Das konnte ja niemand wissen damals..."
Wieder fuhr er mit dem Feuerhaken in die Herdglut, als wolle er die unstillbare Bitternis seiner Erinnerung an ihr auslassen. Nachdem er alle Kohlestücken zerkleinert hatte, sprach er ruhiger weiter:
„So. Nun wird es keinen Kohlendunst geben... Vor einem halben Jahr wurde ich als Brigadekommandeur nach Nordmazedonien versetzt. Dort stand es damals schlecht, und es wurden viele hingeschickt. Ich ging zu Fuß über die Berge und kam am Abend des zwölften Tages nach meinem Aufbruch müde und wütender als üblich dort an.
Der Stabschef schilderte mir die Lage, die schon im ganzen Vormonat miserabel gewesen war.
Schließlich teilte er mir eine besonders unangenehme Nachricht mit, die er gewiß bis zum Schluß aufgeschoben hatte: Von den drei Bataillonskommandeuren waren bereits zwei ausgefallen; einer war getötet, der andere am Vorabend schwer verwundet worden.
‚Wo ist er?' ‚Begraben.'
‚Nein, ich meine den Verwundeten.'
‚Hier, im Nachbarhaus.'
Ich bat, man möge mich zu dem Verwundeten führen. Das Dorf war zweimal in den Händen der Deutschen gewesen, und nun standen hier nur noch Ruinen. Das Haus, das ich betrat, hatte weder Türen noch Fensterrahmen; von den Dachresten troff der Regen direkt auf den Lehmfußboden nieder. Der Verwundete lag in der Ecke auf einer Strohschütte, er war bis an den Hals mit zwei Militärmänteln zugedeckt. Sein Atem ging heiser und pfeifend, mir schien, diese Atemzüge müßten im ganzen Haus zu hören sein.
‚Lungenschuß?' fragte ich leise.
‚Ja', erwiderte der Stabschef.
Der Verwundete stöhnte und murmelte rasch etwas vor sich hin. Ich beugte mich zu ihm hinab, um besser verstehen zu können.
‚Er phantasiert im Fieber', sagte der Stabschef. ‚Wirst ihn nicht verstehen. Zwar spricht er gut Serbisch, aber wenn er wirres Zeug redet, tut er das in seiner Muttersprache. Er ist Bulgare.'
‚Ist er schon lange in der Brigade?' forschte ich.
‚Ein Jahr wird's sein. Ist über die Grenze zu uns gekommen. Zuerst als einfacher Soldat. Ein tapferer Mann.'
Der Verwundete regte sich im Stroh, öffnete die Augen. Als ich sein zerschundenes, von kaltem Schweiß nasses Gesicht sah, erkannte ich ihn. ‚Popoff!' rief ich überrascht.
‚Ach, du bist's, Pablo', sagte er ruhig. Daß er im Sterben lag, erkannte ich daran, daß er sich gar nicht über mein plötzliches Erscheinen wunderte.
‚Setz dich', sagte er. ‚Aber leg den Mantel unter, hier ist's feucht.'
Ich ließ mich neben ihn nieder, drückte seine fieberheiße Hand und sagte, ich sei als Brigadekommandeur eingesetzt, und er werde nun wieder unter meinem Kommando stehen.
Er erwiderte nichts, denn er wußte wohl, daß er unter niemandes Kommando mehr stehen würde. Eine Weile verharrten wir stumm nebeneinander. Dann richtete er sich ein wenig auf, lehnte den Kopf gegen die Wand und sagte:
‚Wieder in die Brust... Wie damals. Und — weißt du, es war wieder ein Panzer.'
‚Ein schwerer Panzer', mischte sich der Stabschef in unser Gespräch. ‚Er selbst hat das Geschütz bedient und den Panzer in Brand geschossen. Er wird es dir noch erzählen.' Und zu Popoff gewandt, bat er, mir den Vorgang genau zu schildern. Doch Popoff antwortete nicht. Das alles lag wohl schon weit hinter ihm und interessierte ihn kaum noch. Nach kurzer Pause berührte er meine Hand und sagte leise:
‚Hast wohl nicht damit gerechnet, mich hier zu treffen, wie?'
‚Wieso?'
‚Natürlich, hast mich nicht vermutet hier', beharrte er weiter. ‚Ich bin doch Bulgare.'
‚Du bist aber Antifaschist', wandte ich ein.
‚Jaja, das stimmt schon', flüsterte er hitzig, und die Kraft, mit der er plötzlich meine Hand drückte, gab mir die Gewißheit, daß er nun von dem einzigen sprechen würde, was ihn in diesen Minuten noch interessierte.
‚Jaja', wiederholte er. ‚Und du sollst nicht glauben, was man über unser Volk sagt, weil dieses verfluchte bulgarische Expeditionskorps hier in Mazedonien steht.'
‚Das Volk wird nicht verachtet deswegen', sagte ich.
‚Doch, man spricht trotzdem darüber', flüsterte er. ‚Diese Bulgaren, heißt es, diese Bulgaren! Auch über mich haben sie geredet, solange ich noch lebte.'
Er hatte sich schon so sehr an die Todesgedanken gewöhnt, daß er von sich bereits in der Vergangenheit sprach.

Fortsetzung auf Seite 88



WELLEN-

Die hier auf dem Wasser schwimmen, würden freilich lieber eine Kahnpartie mit Frau und Kind machen. Dem, der da gerade mit dem Paddel kräftig ausholt, wäre es wahrscheinlich angenehmer, eine zünftige Spritztour zu unternehmen, als auf so anstrengende Art mit Wasser zu spritzen. Doch da half nun einmal alles nichts, die Wettkampfausschreibung (sprich Einberufungsbefehl) hatte man ihnen gebracht, und sie waren gestartet — in einem Boot, dem Reservistenboot.

In einem achtwöchigen Lehrgang sollen sie in der Einheit Backhaus als Richtfunker ausgebildet werden. Die acht Wochen sind schneller herum als achtzehn Monate Grundwehrdienst. Das ist ihnen, die durchweg 28 oder 30 Jahre alt sind, ein kleiner Trost. Aber das macht es wiederum notwendig, sich desto mehr ins Zeug zu legen. Auf dem Wasser schwimmen sie schon recht gut, wie man sieht — was jedoch die Richtfunkerei betrifft, so „schwimmen" sie da leider auch. Aber das liegt an den Voraussetzungen, mit denen jeder an Bord kam. Immerhin ist es ein Unterschied, ob man, wie Peter Spiegelberg, täglich Elektronenströmen folgt, oder, wie Hans Meier, erst mit Trockenübungen, d. h. mit elektrotechnischen Grundbegriffen beginnen muß. Da heißt es emsig rudern — aber auch aufpassen, daß man nicht aus dem Schlagrhythmus kommt.

Um gleichmäßigen Schlag bemüht sich als Steuermann vor allem Truppführer Peter Kühnert. Er unterscheidet sich von den anderen Reservisten dadurch, daß er fünf Jahre jünger ist als sie. Dafür hat er ihnen jedoch voraus, daß er bereits zwei Jahre als Richtfunker, wenn auch an einer anderen Station, aktiv gedient hat. Inzwischen qualifizierte sich der Gefreite der Reserve vom Chemiefacharbeiter zum Chemieingenieur. Nun wurde er zum Reservewehrdienst einberufen, damit er seine Kenntnisse auffrischen und erweitern kann. Manchmal wünschte er sich, der Antennenmast möge aus Plaste sein, aus jenem Werkstoff, dem er sich in seinem Lichtenberger Betrieb verschrieben hat. Das wäre ein Mast, ihrem Schiffchen Segel zu setzen und auf Fahrt zu kommen. Steuermann Kühnert versteht etwas von der Richtfunktechnik, und so glättete er mit dem Öl seiner Erkenntnis bereits so manche Diskussionswoge, die das Reservistenboot vom Kurs abzubringen drohte. Er tat das gründlich, so daß keiner über Bord ging.



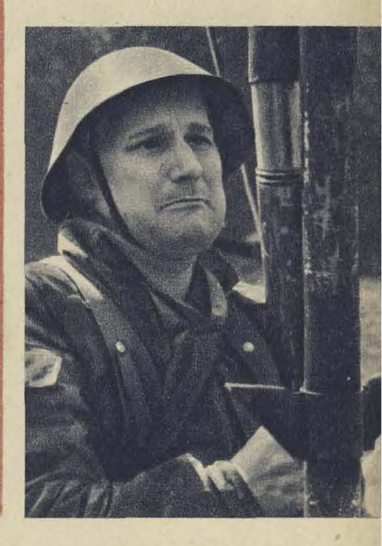
SCHAUKELEI

Einer, der das Paddel allerdings nicht gleich fest genug in den Griff bekam, ist der Diplomingenieur Peter Spiegelberg. Das begann eigentlich schon vor seiner Einberufung. Im weißen Kittel, mit Rechenschieber, Zirkel, Lineal und Bleistift stand er im VEB Kranbau Eberswalde am Reißbrett und entwarf fleißig Kräne. Da erreichte ihn der Einberufungsbefehl. Der Termin paßte ihm zunächst nicht, weil er an einem wichtigen Entwicklungsauftrag arbeitete. Aber es ließ sich nicht ändern. So übernahm ein Kollege seinen Auftrag, und Peter Spiegelberg bestieg das Reservistenboot.

Nach seinen ersten Paddelschlägen behagt ihm etwas nicht. „Wir sollen doch denkende Soldaten sein", meint er. „Aber genügt es da, wenn man nur die Frontplatte und die Bedienungsknöpfe einer Funkstation kennenlernt? Kommt im Unterricht auch das Blockschaltbild der Richtfunkstation dran?"

„Nein", antwortet der Zugführer, „für eine gründliche technische Ausbildung sind acht Wochen zu kurz. Jeder kann hier nur soviel lernen, wie er zum Aufbau und zur Inbetriebnahme der Station braucht."

Peter Spiegelberg sieht das ein, zumal er merkt, daß offenbar einige Genossen seekrank über Bord hängen. Ihnen fehlen Grundkenntnisse in der Elektrotechnik. Das ist ihm Anlaß, ihnen fürsorglich Schwimmwesten anzulegen. Er hält zu einigen Themen, die ihm als Diplomingenieur für Elektrotechnik liegen, selbst Unterricht und hilft den Genossen auch in der Freizeit beim Lernen.



WELLEN-

Arg in Seenot gerät Hans Meier. Als Fahrdienstleiter mit roter Mütze und Befehlsstab hat er festen Boden unter den Füßen. Aber im Fach Elektrotechnik fühlt er das Boot unter sich schwanken. Er hat davon keinen blassen Schimmer. Weil er bei der Reichsbahn das Morsealphabet lernte, meldete er sich bei der Musterung zur Nachrichtentruppe. Aber nun, da er hier ist, merkt er, daß das nicht ausreicht. In den ersten Wochen, als Begriffe wie Modulation, Frequenz, Ohmsches Gesetz und Verteiler an sein Ohr dringen, funkt er mit seinen spärlichen Morsekenntnissen oft SOS. „Das begreife ich nie!" stöhnt er an manchem Abend, wenn er über seinen Aufzeichnungen sitzt. Aber immer fängt jemand seinen Hilferuf auf. Bald ist es Peter Spiegelberg, bald Peter Kühnert und bald der Zugführer. Verzweifelt sucht er bei den anderen Halt und erkämpft sich mühevoll die persönliche Seetüchtigkeit. Als die praktische Arbeit an der Station beginnt, zieht er im Kollektiv schon kräftig mit durch.



SCHAUKELEI

Die Mannschaft bringt das Reservistenboot schließlich auf Fahrt. Vom jenseitigen Ufer winkt schon der hochaufragende Mast mit der Antenne, der ihnen verheißt, daß sie nun bald am Ziel sind. „Training, immer wieder Training", lautet ein Funkspruch, den sie unterwegs auffangen. „Ein dreitägiges Feldlager steht bevor. Zeigt, was ihr könnt!" Kräftiger stoßen sich die Reservisten im Wasser ab.

Doch schon nach wenigen Paddelschlägen erreicht sie ein neuer Funkspruch: „Feldlager fällt aus." Für einen Augenblick lassen sie die Paddel ins Wasser hängen. Schade drum. Sie hatten sich viel davon versprochen,

Tägliches intensives Training soll nun das Feldlager ersetzen. Fester fassen sie jetzt ihre Paddel, kommen bald wieder in ihren Schlagrhythmus. Sie bauen die Station auf und ab, bei Tag und Nacht, mit und ohne Schutzmaske. Doch da kommt eine steife Brise auf in Gestalt der Normen.

„Ein gut aufeinander eingespielter Trupp schafft es in zehn, höchstens elf Minuten", sagt der Zugführer.

„Unmöglich", antworten die Reservisten, „jedenfalls mit uns." Aber der Zugführer bleibt bei seiner Behauptung. Er nimmt die Stoppuhr zur Hand. Schweißgebadet und mit keuchenden Lungen kämpfen die Genossen gegen die Brise an. Alle Zeiten liegen über zwanzig Minuten. „Wir haben es doch gleich gesagt, mit uns nicht", triumphieren die Reservisten. Doch wenig später schon staunen sie selbst. Achtzehn, sechzehn, dreizehn Minuten registriert die Stoppuhr. Die Brise flaut ab.

Jetzt triumphiert der Zugführer: „Glauben Sie nun, daß auch Sie die Norm schaffen können?" Schweigen ringsum.

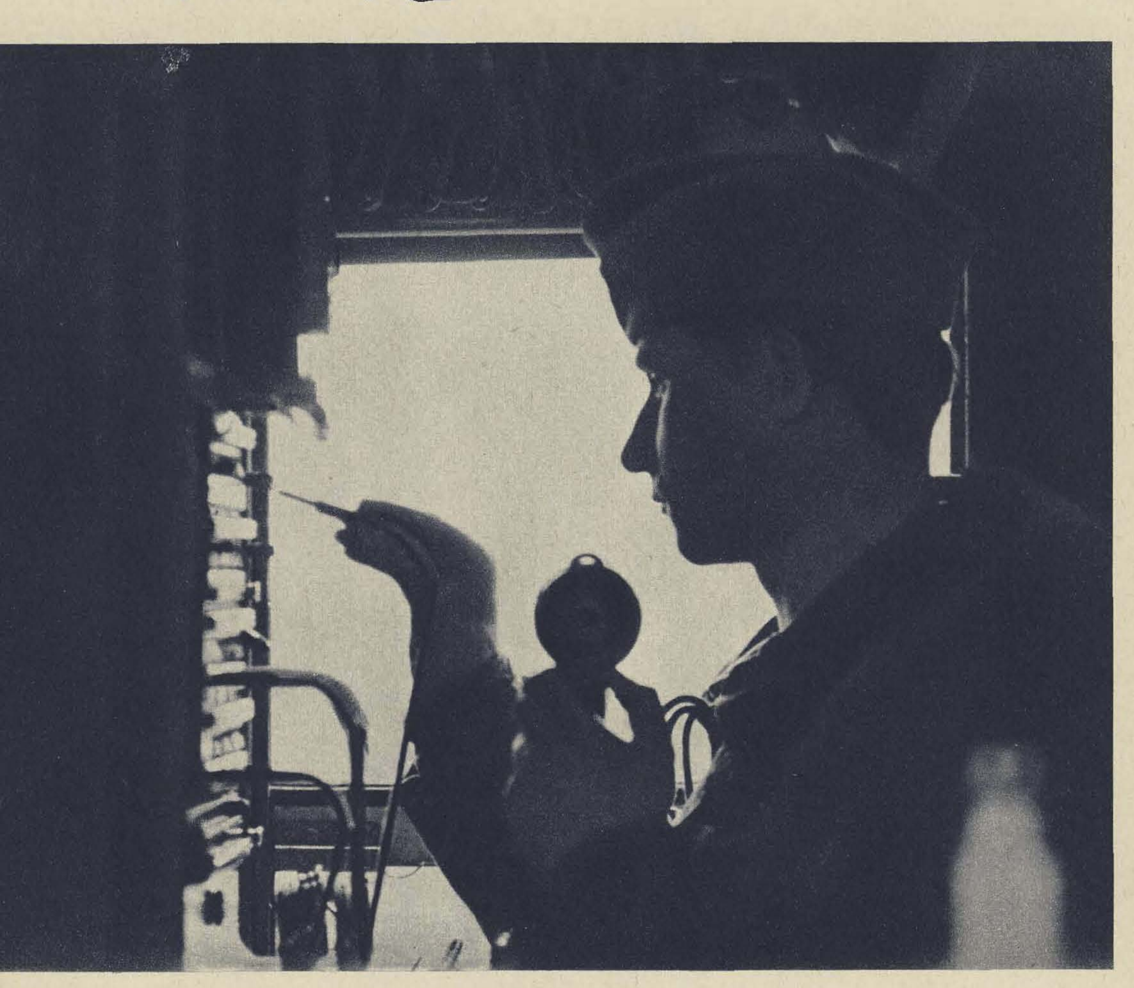
Einer meint dann trocken: „Na ja, wenn wir das auch so oft üben müssen . . ."



WELLEN-SCHAUKELEI

Sicher legt das Reservistenboot am jenseitigen Ufer an. Die Mannschaft macht die Leinen fest und geht an Land. Jetzt haben sie wieder festen Boden unter den Füßen. Der Truppführer klettert in die Station und meldet: „Richtfunkstation betriebsbereit!" Jeder Reservist könnte das jetzt machen. Sie haben in den acht Wochen gelernt, wie man die Station aufbaut, die verschiedenen Geräte abstimmt, den Betriebsdienst eröffnetund Ferngespräche vermittelt. Vorbei, aber nicht vergessen sind die schwierigen Augenblicke auf dem Wasser, wo mancher seekrank wurde oder SOS-Rufe funkte. Alle Kontakte sind geschlossen. Mit dem Reservistenwehrdienst allgemein, mit der Richtfunkstation speziell und auch untereinander. Jetzt sind sie Richtfunker mit abgeschlossener militärischer Ausbildung. Waren sie bisher Reservisten nur dem Namen nach — jetzt sind sie es wirklich.

R. Dressel



SPATZ SCHLAUKOPF ENTDECKT

Ein Buch mit sieben Siegeln



„Es ist in alten Mären, Wunders viel geseyd", so beginnt das Nibelungenlied. Ungefähr ebenso alt ist das Buch, das ich neulich entdeckte. Auch ist es nicht ärmer an Wundern. Darinnen geht die Rede von einem Wettkampf, bei dem der Unterlegene der Überlegende war, von einer speckigen Mütze, die zum Hobby gehörte, von Funksignalen, obwohl kein Funkgerät vorhanden war, von Heufudern, die auf dem Flusse schwammen, von einem Schloß, in dem es angeblich heute spukt. Und in ebendemselben Buch gibt es eine große Anzahl weiterer Bücher sowie einen Krieger, fast drei Meter lang. Ihnen ist dieses Buch wahrhaftig ein Buch mit sieben Siegeln? Hier können Sie dennoch einen Blick hineinwerfen!

Unser Buch liegt auf halbem Wege von Tangermünde nach Tangerhütte und ist, nach Papieren zu urteilen – trotz seiner rund 601 Einwohner eine Stadt. Numero 1 heißt Roland. Er mißt knapp 300 Zentimeter und steht schon 300 Jahre am „Markt".



Viel Geschichte und manche Geschichte hat er mir erzählt. Noch im vorigen Jahrhundert habe man um Buch beim Pflügen Totenurnen und Aschenherde gefunden. Es waren die Reste jener 30 000 Wenden, die vor 1000 Jahren hier erschlagen wurden.
Gerade deshalb seien ihm, dem Roland, die Worte auf seinem Schwert: „Friede sei mit Euch!" aus dem Herz gesprochen. Aber nicht immer würdigen die Zeitgenossen, ja selbst die Genossen, daß er kein Herz aus Stein habe. Erst vor ein paar Monden habe frühmorgens um 1 Uhr ein Bursche ein Fahrrad an sein mächtiges Schwert gehängt. Der mache übrigens auch bei den Reservisten mit, über die ich auf der anderen Straßenseite in der Schmiede beim Genossen Rohloff mehr erfahren könne.

Ein glühendes Hufeisen und einen Hammer in der Hand – so erblickte ich ihn.



„Sie leiten die Reservistenarbeit?" – „Ja, schon drei Jahre." – „Und wann macht ihr mal wieder was?" – „Na jetzt, das sehen Sie doch!" Vorerst sah ich es noch nicht, aber damit es Ihnen nicht besser ergeht, will ich etwas weit ausholen – mit einem Lied von einem schlechten Müller.
Es war Manöverszeit, als sowjetische Funker nahe, aber unverständliche Funksignale hörten. Man fragte in Buch an, ob es dort eine Funksparte gäbe. Nein, die gab es nicht. Jetzt peilte man genauer, dann griffen unsere Organe zu und erwischten im alten Mühlturm den Müller und früheren Ortsbauernführer, wie er Truppenstärken und Fahrzeugnummern für den NATO-Bedarf funkte. Die Wanderung, die folgte, war wohl kaum des Müllers Lust.

So hatte es sein Gutes, daß die GST in Buch keine Funker hat. Aber sonst funkt es bei ihr. Rohloff, Fritz, ist Leiter der GST und Rohloff, Ernst, macht die Reservistenarbeit. Und überhaupt sind die Reservisten mit der GST wie eine Familie. Das Pferd, das Rohloff im Augenblick – bereits nach Feierabend – beschlägt, gehört nämlich zur Reitgruppe der GST. Neulich hat man auch einen Orientierungsmarsch veranstaltet – mit Gruppen der GST und der Feuerwehr. Die Reservisten legten sich gewaltig ins Zeug – bis kurz vor das Ziel. Da legten sie eine gemütliche Rast ein. Aber es war keine vor Schwäche, sondern für die vormilitärische Ausbildung. Denn indem sie die Lehrlinge gewinnen ließen, gewannen sie diese auch für das nächste Mal.

Überhaupt stehen die Bucher Reservisten mit den Jüngeren wie mit den Älteren in gutem Einvernehmen – mit den Genossen der Kampfgruppe, an deren Ausbildung sie als geschlossener Zug teilnehmen, „manchmal etwas zu hart", wie die Genossen Kämpfer nach einem abgeschlagenen Angriff klagten, und auch mit

den noch ungedienten Reservisten, die an der Ausbildung teilnehmen und so eines Tages ihren künftigen Kompaniechef bereits mit allgemeinen militärischen Kenntnissen und Fähigkeiten erfreuen werden.

Die Lehrlinge, die heute noch nicht ahnen, wie sie zu ihrem Sieg im Orientierungsmarsch kamen, wissen auch nicht genau, wie sie zu ihrem Schloß gelangten. Einst gehörte es dem Gutsbesitzer Freiberger. Beim berüchtigten Itzenplitz, der auch bei Buch ein Schloß hatte, gaben sich die Braunen die Klinke in die Hand, und



auf einen armen Schlucker, der aus Not ein paar Kartoffeln stehlen wollte, hat der Rittmeister Itzenplitz eigenhändig geschossen.

Aber der Herr Freiberger, der heute in Hamburg sitzt, würde über sich etwa so reden: Bin ich etwa ein preußischer Krautjunker wie der Itzenplitz gewesen? An meinen 52 Millionen hatte das Gut fürwahr nur den geringsten Teil. Da waren ja vor allem die Brauereien in Halle und Hamburg. Ich habs ja gar nicht nötig gehabt, die Leute auszubeuten. Das Gut war mein Hobby, vonwegen der Jagd. Na, und 'ne Flasche Bier für die Leute nach der Ernte hab ich auch immer gehabt. Und ein großer Nazi war ich ja wahrhaftig nicht. Sonst wäre ich ja auch gleich mit den Amis gegangen – wie Itzenplitz. Ich habe schon im Krieg gesagt: Der Hitler ruiniert uns. Und so kams: Der hat uns die Roten auf den Hals gebracht.

Das aber sagt Mutter Stolpe, die 65jährige:

Ich hab immer nur auf Gütern gearbeitet. Der Schlechteste war der Freiberger nicht. Wir brauchten nicht „Gnädiger Herr" zu ihm sagen, sondern nur „Herr Freiberger", aber zu sagen hatten wir trotzdem nichts. Er konnte sich so nebenbei ein Gut fast nur zur Erholung leisten, aber wir weder eine Kuh noch einen Morgen Land, und wenn wir alles zusammengekratzt hätten. Wenn er manchmal in abgetragener Kleidung daherkam, sah man ihm den Herrn nicht an, ich aber wußte oft nicht, was ich den Kindern anziehen sollte.

Im Sommer 1945 kam mein Michel aus dem Krieg zurück. Bleich und mager. Da bin ich zum Freiberger wegen ein bißchen Milch gegangen. Er aber sagte: „Nein, nein, ich gebe Ihnen keine, ich habe selbst keine!" Ich hab ihm geantwortet: „Eines Tages werden Sie es noch bereuen, Herr Freiberger!" Und es hat nicht mehr lange gedauert. Ich weine ihm keine Träne nach. Alle aufhängen hätte man sollen. –

Man hat sie nicht aufgehängt, sondern abgehängt. Eines Sonntags wurde Schweinemeister Stolpe, Mutter Stolpes Mann, nach Stendal gerufen. Dort sagte man dem Parteilosen: „Bildet eine Kommission und übernehmt das Gut. Dienstag abend muß der Freiberger weg sein. Was ihr ihn mitnehmen laßt, ist eure Sache!"



Am Montag machte Schweinemeister Stolpe seine Kommission, und am Dienstag zogen sie zu dritt zum Schloß, das sie noch nie betreten hatten. Auf der Schloßtreppe trafen sie ihn. Abends müsse er fort sein! Abends müsse er fort sein? Er fuhr auf der Stelle in die Kreisstadt. Als er zurückkam, hörten einige, wie er zu seiner Frau sagte: „Es ist wahr. Wir müssen weg, sonst holen uns noch die Russen." Diese „Russen" aber klopften ein paar Wochen später dem Bauern Stolpe auf die Schultern: „Karascho!" Im Schloß hatten alle Neubauern das Aufteilungsprotokoll unterschrieben. Aus dem Schweinemeister war der Bauer geworden. Wie alle anderen hatte auch er ein Pferd und eine Kuh erhalten, während das Federvieh und die Möbel ausschließlich an Umsiedler verteilt wurden.

Inzwischen ist aus dem Einzelbauern Stolpe ein LPG-Bauer geworden. Der Vorsitzende aber heißt auch Stolpe. Es ist der Sohn. Und auf dessen Tochter blickend, sagt Oma Stolpe: „Meine Kinder mußten früher die acht Kilometer zur Schule laufen. Wieder zu Haus, mußten sie mit aufs Feld. Heute murren sie schon, wenn sich der Schulautobus mal ein paar Minuten verspätet. Und die Schultasche kommt nicht etwa auf den Rücken. Es muß eine sein, die man in der Hand trägt – wie früher bei den feinen Leuten." – „Fünf Bücher habe ich



darin", sagt stolz die Enkeltochter, und die Oma darauf: „Na ja, schwerer als unsere früher sind eure Schultaschen schon." Und dann begeistert sich Oma Stolpe an der Vorstellung und dem Wunsch, heute 25 Jahre jünger zu sein.

Ebenso heiß, aber bitterer ist der gleiche Wunsch drüben im einstigen Schloß derer von Itzenplitz. Ein Krankenpflegeheim ist es heute.

Weit ist die Welt der Lehrlinge im „Freibergerschen Schloß". Das Motorrad neben den Pflanzenpräparaten; der Cowboy-Hut neben der „Urania" und Willi Bredel; und

über dem Bett Siegfried Herrmann neben Caterina Valente und dem Bild der Freundin.

Nicht so weit ist die Welt drüben im „Itzenplitzschen Schloß“. Der Fernseher fängt sie ein – aber wenn man nicht mehr scharf sehen kann! Das Schloß mit seiner Pracht und seinem Komfort gehört ihnen – aber wenn man bettlägerig ist und allein, weil die Kinder im Kriege blieben, der auch ein Krieg für den Itzenplitz war!

Wenn du die drei Kilometer bis Buch mit dem Autobus fahren kannst, dann bist du noch rüstig und wirst beneidet, und dann hast du Grund zum Jubilieren: „Wenn die Bäume grünen und die Vögel zwitschern – dann ist es schön. Und wenn man dann mit Muttern allein ist, ist es besonders schön.“ Der so nach zwei Schnäpschen jubiliert, ist Karl Söder, „Muttern“ aber ist Frieda Förster. Sie hat immer nur beim Bauern gearbeitet. 16 Stunden oft am Tag, und doch ist sie arm wie eine Kirchenmaus geblieben, so arm, daß sie froh war, als ein Fleischer ihren zweiten Sohn adoptierte. Heute lädt sie Dich auf ihr Schloß ein! Und wenn ihre Welt auch enger als die der neuen Herren vom „Freibergerschen Schloß“ ist, so weiß Mutter Förster doch: „Wenn der Itzenplitz heute mal sein Schloß sehen wollte, dann müßte er sich schon nachts heranschleichen.“

Einige von denen, die darüber wachen, daß die Itzenplitz und Zitzewitz bleiben, wo der Pfeffer wächst, leisten gerade dem Roland etwas Gesellschaft. Dann kommt einer dazu, der viel im Ort zu sagen hat, ohne daß er viel sagt – der LPG-Vorsitzende. Er hat einen Gang durch Buch hinter sich.

Er kam auch an den Gehöften der Bauern von der kleineren Schwester vorbei, der LPG Typ I. Nicht alle wollten seinerzeit Feld und Vieh gemeinsam bewirtschaften. „Erst mal sehen, wie der Hase läuft!“ Heuer wird der Vorsitzende angesprochen, ob man nicht in „seine“ LPG könne. Aber der sagt: „Nehmen wir dich, dann kommen alle. Im Augenblick fehlen uns noch die Stallungen. In zwei Jah-



ren ...“ Aber schon heute fragen die vom Typ I: „Sollen wir diese oder jene Maschine kaufen? Haben wir damit später nichts unbegründet doppelt?“

Der Vorsitzende entdeckte auf einem Hof auch einen gummibereiften Pferdewagen und fragte: „Weshalb schickt ihr ihn nicht mit aufs Feld? Wir wollen ihn doch nicht umsonst. Oder glaubt ihr, daß es noch einmal anders kommt?“ Die Antwort war: „Was auch noch kommt, allein wirtschaften – das wollten und könnten wir gar nicht mehr.“ Und zu gleicher Zeit, als der Vorsitzende dies mit Genugtuung hört, wickelt die Sekretärin im LPG-Büro gerade ein Buchpaket aus. Ein dreibändiges Werk kommt zum Vorschein, drei Bände, 2200 Seiten über – die Kartoffel. Die klügsten Bauern haben heute die größten Kartoffeln! Und der Vorsitzende kam auf seinem weiteren Weg auch am Pfarrhaus vorbei. In einem Schaukasten sah er auf einer Zeichnung einen Mann neben einer Kirche und darunter die Worte: „Weniger kritisieren, mehr mitarbeiten.“ Und dann bleibt der Vorsitzende bei uns stehen, nicht aus Achtung vor dem Alter und der Presse, sondern vor den Reservisten; denn sie sind immer dabei, wenn es um den Grundsatz der LPG geht: „Mehr kritisieren, mehr mitarbeiten!“ So war es auch für ihn keine Frage, im Finanzplan eine Summe für die Reservisten vorzusehen.

Da stehen nun wir gediente Soldaten und beobachten Soldaten, die noch dienen. Ein paar SIS-LKWs kommen die Hauptstraße entlang. Sie fahren weit rechts und unter 50 Stundenkilometer. Doch plötzlich duckt sich ein Trabant ängstlich wie eine Katze gegen die Häuserwand. Ein G 5 rauscht auf der Straßenmitte daher. Genosse Rohloff wettert und verspricht, wenn er das nächste Mal die NVA-Einheit besucht, den Kraftfahrern ein paar Takte zu sagen. Roland trägt das mit der Erfahrung einiger Jahrhunderte gelassen. ‚Wenn nicht mehr passiert!‘ Aber einmal hat auch er gestaunt.

Wieder einmal hatten die sowjetischen Soldaten hier ihre Manöver. Mit Schwimmwagen durchfuhren sie die Elbe, aber es sah eher aus, als wären es Heuwagen, so sehr waren sie damit beladen. Das war keine Tarnung, das war vielmehr Heu für die LPG vom anderen Elbufer. Wegen



Illustrationen: Paul Klimpke

Hochwassers konnte die Fähre nicht fahren – und so fuhren eben die Armeefahrzeuge das Heu. Wenig später passierten eine frisch geschlagene Pontonbrücke mehr Heuwagen als Panzer.

Als die sowjetische Einheit wieder in ihre Kasernen zurückkehrte, lagen auf einigen LKWs einige Säcke Kartoffeln. Man hat doch so ein paar Schweine für den Magenfahrplan außerhalb des Stellenplans.

Der „kleine Major“, die Seele der Hilfe von damals, ist wieder in seiner Heimat. Aber gegenseitige Besuche, Briefwechsel und auch die „ökonomischen Beziehungen“ sind geblieben. Welchen Namen würden Sie bei alldem der LPG in Buch geben? Sie hat schon einen, sie heißt: „Deutsch-sowjetische Freundschaft.“

MILITÄRTECHNISCHE Umschau

Treibstoff „Carbojet"

In den Laboratorien der Firma „Charbonnages de France" ist ein neuer Flugzeugtreibstoff mit höherem Energiewert als die gegenwärtigen Treibstoffe geschaffen worden. Der als „Carbojet" bezeichnete Treibstoff ist um 10 Prozent schwerer als Benzin und hat neben dem hohen Energiewert einen angenehmen Geruch. Strahlflugzeuge, die mit „Carbojet" fliegen, sollen eine größere Reichweite (9 ... 15 %) haben. Die Erprobung in Überschallflugzeugen fand bereits statt. Wegen der hohen Kosten wird der Treibstoff nicht in Passagierflugzeugen verwendet.

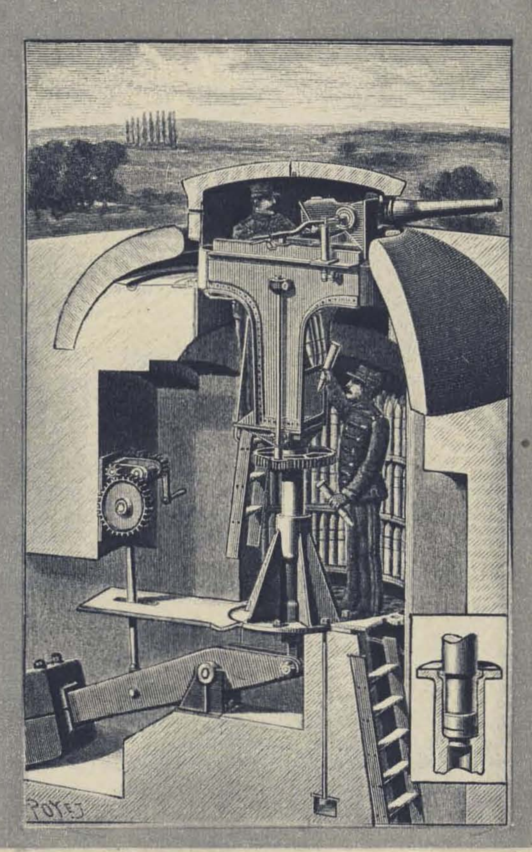
Saab–105 in Serie

Nach fünfjähriger Arbeit an dem neuen schwedischen Flugzeug Saab–105 hat nun die Serienproduktion begonnen. Im November sollen die ersten Flugzeuge dieses Typs den schwedischen Luftstreitkräften zur Verfügung stehen. Neben ihrer militärischen Verwendung soll die Saab auch für den zivilen Einsatz als 4 ... 5sitziges Reiseflugzeug vorgesehen sein.
In der Militärvariante sollen Ausführungen als



Die verschwundene Kanone

Befestigungsanlagen hatten bis in die Zeit des zweiten Weltkrieges Bedeutung. In weitverzweigten unterirdischen Räumen sollten sich die Verteidiger lange Zeit halten können. Die Kampfbunker legte man tief in die Erde, und um ihre Bekämpfung durch den Gegner zu erschweren bzw. den Standort zu tarnen, schuf man versenkbare Panzerkuppeln.
Dieses Prinzip wurde bereits von den französischen Festungsbaumeistern Ende des vorigen Jahrhunderts angewendet.
Ein Beispiel dafür ist der versenkbare Panzerturm von Schneider/Creuzot mit einer 57-mm-Schnellfeuerkanone von Hotchkiß. Die Panzerkuppel mit der 12 cm starken gewölbten Decke war in einem Stück aus Stahl gegossen. Neben der Öffnung für das Geschützrohr enthielt der zylindrische Teil der Kuppel mehrere Beobachtungslöcher. Nach oben befand sich eine Öffnung für ein Spiegelinstrument, mit dessen Hilfe das Vorgelände beobachtet werden konnte.
Der innere Kuppeldurchmesser betrug 1,40 m, die Wandstärke 10 cm. Bevor die Kuppel herabgelassen wurde, mußte das Geschütz ganz in den Turm zurückgezogen werden. Die Geschützlafette bewegte sich dabei auf einem Rahmen, der nach unten verlängert und mit einer Platte verbunden war, die unten einen im bronzenen Lager stehenden Drehzapfen trug. Das Lager ruhte auf einem Stempel, der durch den kurzen Hebelarm auf- oder niederging, wenn durch das Räderwerk das Gegengewicht gesenkt oder gehoben wurde.
Das Senken konnte in zwei Sekunden erfolgen, wobei die Hubhöhe 31 cm betrug. Bedient wurde die Kuppel durch zwei Mann. Während einer am Geschütz arbeitete, die Kuppel durch Kurbeln nach der Seite richtete und das Vor- und Zurückrollen des Geschützes zu besorgen hatte, mußte der zweite Mann die Munition zureichen und das Ein- und Ausfahren der Kuppel ausführen. Unterirdisch waren die Panzertürme mit dem übrigen Befestigungssystem verbunden.
W. K.



Jagdbomber, Aufklärer sowie Schul- und Übungsflugzeug entstehen. Als Jabo kann die Saab–105 mit 12 ungelenkten Raketen, 135 mm, oder 6 Bomben von ca. 120 kg oder auch mit zwei Kanonen 33 mm bzw. zwei gelenkten Luft-Luft-Raketen ausgerüstet werden.

Informations-Tonband

In den tschechoslowakischen Tesla-Werken ist ein Magnettongerät für Flugzeugbesatzungen entwickelt worden, mit dessen Hilfe alle Anweisungen und Informationen über 24 Stunden Dauer auf 15 Kanälen mitgeschnitten werden können. Das Gerät wird durch Wechselstrom gespeist – bei Netzausfall durch Akkumulatoren. Die Magnetton-Bandbreite beträgt 16 mm, die Länge 2100 m, die Bandgeschwindigkeit 4,7 m/s.

Sägemehl als Entgifter

Ein verhältnismäßig preiswertes Filtrationsverfahren zur Entgiftung von radioaktiv verseuchtem Wasser entdeckten Wissenschaftler der Hydrologischen Forschungsabteilung der Dortmunder Stadtwerke. Das Verfahren beruht auf der Verwendung eines Austauschers aus einfachem Sägemehl.

Kunststoffbuchsen

Die Verwendung von Plastebuchsen anstelle der bisher verwendeten kostspieligen Rotgußbuchsen im Maschinenbau testet der VEB Werkzeugmaschinenbau Zeulenroda. In einem vierwöchigen Versuch wurden die Kunststoffbuchsen mit Erfolg einer maximalen Belastung ausgesetzt, die der Betriebsdauer von einem Jahr entsprach.

Strahlenschutzmesser

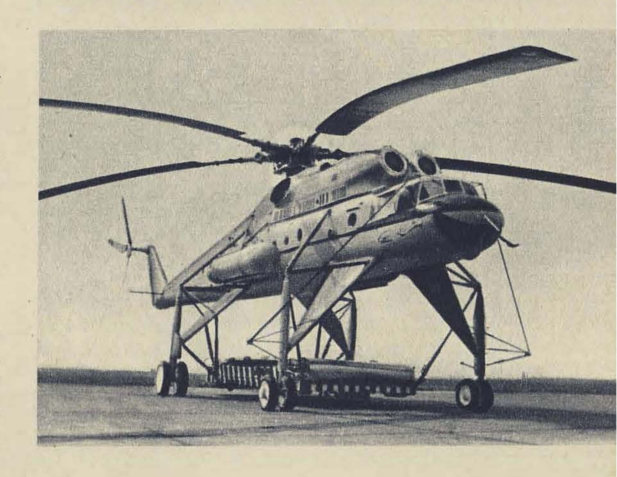
Im VEB Vakutronik Dresden ist das Röntgen-Gamma-Dosimeter VA-J-15 A für Strahlungsmessungen im industriellen, klinischen, labor- und feldmäßigen Einsatz entwickelt worden. Mit einer Ionisationskammer als Strahlungsdetektor und nachfolgendem volltransistorierten Schwingungskondensatorverstärker hoher Stromempfindlichkeit und Stabilität aufgebaut, besitzt das Gerät bei sehr großer Meßempfindlichkeit einen Meßbereichsempfang von 1 ... 300 mr 1 ... 300 mr/h 1 ... 300 r/h.

Polymer als Halbleiter

Mitarbeitern des Moskauer Instituts für Petrolchemie- und Erdgasindustrie gelang die Herstellung eines neuen Polymer aus Anilin und Brom. Der neue synthetische Stoff ist ein ausgezeichneter Halbleiter, wie ihn die Industrie benötigt. Anilin wurde bislang vorwiegend zur Herstellung von Farben und Medikamenten verwendet.







Großhubschrauber

In Paris, zur internationalen Flugzeugausstellung, waren u. a. die drei sowjetischen Großhubschrauber Mi-6, W-8 und der „Fliegende Kran", die Mi-10 (von oben nach unten), vorgeführt worden. Mit einer Tragfähigkeit von 12 t Last, ist der Kranhubschrauber von M. Mil unerreicht in der Welt. Auf der zwischen dem hochbeinigen Fahrgestell befindlichen Plattform können Blockhäuser, große sperrige Lasten, LKW, Traktoren und andere schwere Fahrzeuge transportiert werden. Die W-8, eine Weiterentwicklung der Mi-4, kann 28 Personen an Bord nehmen.



Kein Spukschloß im Spessart

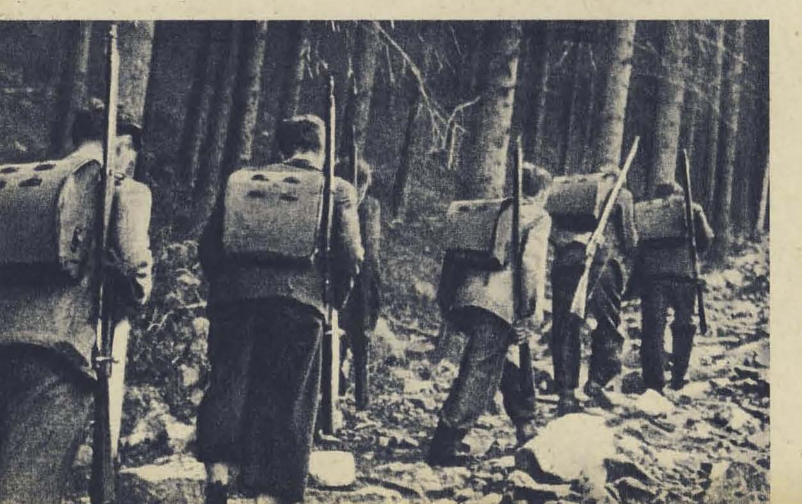
Es ist nicht geheuer in den unwegsamen Gegenden des Spessarts. An den Türen alleinstehender Häuser werden Haftladungen angebracht, denn hinter ihnen befindet sich der „Gegner". Die Männer, die sich schweigsam und fast unsichtbar durch die Wälder bewegen, nennen das „Pionierschweinereien". Ihr General denkt sie sich selbst gerne aus. Sie pirschen sich an Brücken und Eisenbahnlinien heran. Fernmeldeleitungen werden angezapft. An Lichtungen und Wegen graben sich die Männer ein, spannen kaum erkennbar Stolperdraht, legen Fallgruben an, springen ihren Opfern von Bäumen ins Genick. Ihre Waffen sind ihre Hände, Messer und Schlingen, Maschinenpistolen und Eierhandgranaten. Bei sich tragen sie Kleinfunkgeräte mit Schnellgeber, die eine Reichweite von 1000 km besitzen.

Der Spessart, das ist das Übungsgebiet der Kampftruppenschule I der Bundeswehr in Hammelburg. Die sich hier durch die Wälder schlagen wie kriminelle Verbrecher, sind Offiziere, Fahnenjunker, Unteroffiziere und Unteroffiziersanwärter der Bundeswehr. Sie selbst nennen Hammelburg die Hölle auf Erden. Durch diese Hölle gehen sie als Ausbilder „für den Kampf unter besonderen Bedingungen im Rahmen kleiner Kampfgemeinschaften". So wie hier geht es auch um Mittenwald und Altenstadt-Schongau zu. An der Kampftruppenschule IV und der Luftlande- und Lufttransportschule stehen Fallschirmabsprung mit großer Verzögerung aus geringen Höhen, Erkennungsdienst, Funken, Topografie und lautloses Töten auf dem Programm. Diejenigen, die diese Schulen verlassen, kennen nur noch eine Devise: „Pardon wird nicht gegeben und nicht erwartet." Eines Tages sollen sie die Staatsgrenze zur DDR durchbrechen, wie sie es an einem Modell in ihrem Übungsgelände erlernten, oder mit dem Fallschirm über den Wäldern Thüringens oder Polens abspringen. Ihr Auftrag: Verbindung mit antikommunistischen Elementen aufnehmen, Agenten werben und anleiten, Diversionsgruppen schaffen und führen, Unruhe, Panik und Verwirrung im Rücken der sowjetischen oder der „sowjetzonalen" Truppen schaffen und den eigenen Verbänden Aufklärungsergebnisse übermitteln. Dieser Tag ist für sie der Tag X, für sie, die Ranger und Killer. Das Düsseldorfer Handelsblatt schreibt über sie: „Die Ausbildung ist nicht nur hart, sie erfolgt unter Gesetzmäßigkeiten, die dem normalen Soldaten fremd sind; nicht der Kämpfer ist das Ziel, sondern der ‚Killer'."

Für die Angehörigen der Fernspähkompanien und der Jagdtrupps ist das Völkerrecht ein Stück Papier. Wenn sie zum Einsatz gelangen, werden sie Zivilkleidung oder die für sie bereitliegenden Uniformen der Nationalen Volksarmee und der Sowjetarmee tragen. Unter ihnen sind auffällig viele, die aus Haß, aus Furcht vor der gerechten Strafe oder aus Verblendung die Deutsche Demokratische Republik verließen. Sie sind der Stoßtrupp der militärischen Konterrevolution gegen die DDR.

Modernes „Sesam-öffne-dich"

Im Spessart lauern die Killer, hausen in Kälte und Dreck, trainieren Mord und Terror. In den wohltemperierten Dienstzimmern auf der Hardt-



Bevor die deutschen Truppen marschierten, marschierten bereits Henleins bewaffnete Freikorps. Mitte September provozierten sie in Eger und anderen Orten blutige Unruhen.





Der Einsatz deutscher Diversanten in amerikanischen Uniformen schuf Verwirrung — das unausbleibliche Ende konnte auch er nicht abwenden. Die deutsche Ardennenoffensive brach zusammen, als die sowjetische Januaroffensive, auf Wunsch Churchills vorverlegt, große Entlastung brachte.

höhe in Bonn wird ihr Einsatz vorbereitet. In den Safes des Bundeskriegsministeriums liegen die Berichte über die Erprobung der Konzeption des verdeckten Krieges gegen die DDR. Dort liegt die genaue Analyse der NATO-Kommandostabsübung „Fallex 64“. Durch vielfältige politische, psychologische und terroristische Handlungen wurde die Situation bis zum bewaffneten Bandenkampf zugespitzt, der schließlich in offene Kriegshandlungen der NATO-Streitkräfte einmündete. Das ist die Version des verdeckten Krieges als Zünder für den Raketen-Kernwaffenkrieg. Sie wird ergänzt von anderen Plänen.

Seit 1963 suchen Bonner Politiker und Militärs nach einem Weg, die Aggressionspläne der Ultras mit möglichst geringem Risiko durchzusetzen. Der frontale Angriff scheint ihnen gegenwärtig hoffnungslos. Nun hoffen sie, die überlegene Militärmacht des sozialistischen Lagers unterlaufen zu können. So wollen sie es versuchen: „Der Angriff wird — möglichst unerkannt — von außen vorbereitet und nach einem bestimmten Operationsplan durchgeführt. Das Angriffsziel besteht darin, legale Staatsmacht zu erschüttern und nach Möglichkeit zu stürzen.“ Die Spezialisten der Bundeswehr auf diesem Gebiet haben reiche Erfahrungen. Da ist der Oberst Vorwerk, der seine Kenntnisse in Fort Bragg, der amerikanischen Schule für Spezialkriegsführung, auffrischte und erweiterte. Seine Maxime: „Die Entwicklung der atomaren Waffen verbietet den heißen Krieg... Daher ist der Krieg in neuer Form durch Unterwanderung als politische und mit dem Kampf von Guerillas als militärische Maßnahme zu führen... Nach dem zweiten Weltkrieg wird diese Art der Kriegführung auch im ‚Frieden‘ zur Eroberung selbständiger Länder angewandt.“ Da ist die Unterabteilung VII des Bonner Kriegsministeriums mit ihren Referaten „Allgemeine psychologische Kampfführung“ und „Spezielle psychologische Kampfführung“. Sie hat sich der Mitarbeit des Fachmannes für die goebbelschen Propagandakompanien, Günter Heising, und des Terroristen-Bandenchefs Rainer Hildebrandt versichert. Maßgeblich beteiligt an diesen Vorbereitungen für den verdeckten Krieg ist auch die Unterabteilung II. Ihre Aufgabe ist die militärische Aufklärung, die Erkundung, die Spionage. Bis Mai 1964 wurde sie geleitet von Bundeswehrgeneral Ernst Ferber, während des zweiten Weltkrieges einer der engsten Mit-



„Brandenburger“ in sowjetischen Uniformen kurz vor einem Einsatz. Im Handstreich sollten sie eine Brücke nehmen. Noch lachen sie — aber bald darauf war es ihnen vergangen.

arbeiter Gehlens im Spionagedienst der Wehrmacht. Jetzt ist er Direktor des Strategischen Planungsstabes der Ständigen NATO-Gruppe in Washington.

Der verdeckte Krieg als selbständige Kriegsart – darin glauben sie das „Sesam-öffne-dich" gefunden zu haben. Allerdings kalkulieren sie auch den Kernwaffenkrieg ein, so wie sie es bei „Fallex 64" erprobten. Die Bonner Spezialisten der verdeckten Kriegführung projektieren also ein neues, in sich geschlossenes System. Aber sie verwenden dabei viele alte, von ihnen selbst schon erprobte Teile. Sie sind nicht ohne Vorbilder.

Grenze in Flammen

Vor nunmehr 31 Jahren sagte ein Mann seinen Gesprächspartnern: „Wenn ich Krieg führe ..., dann werde ich eines Tages etwa Truppen mitten in Paris auftreten lassen. Sie werden französische Uniformen anhaben. Sie werden am hellen Tage durch die Straße marschieren. Niemand wird sie anhalten. Alles ist bis aufs Kleinste vorbereitet. Sie marschieren zum Generalstabsgebäude. Sie besetzen die Ministerien, das Parlament ... Die Verwirrung wird beispiellos ... Wir werden sie mitten im Frieden über die Grenze bringen. Allmählich, kein Mensch wird in ihnen etwas anderes sehen als friedliche Reisende."

Dieser Mann war Adolf Hitler.

Am 30. Mai 1938 unterschreibt der „Führer" die Weisung „Grün". Das bedeutet den Angriff auf die Tschechoslowakische Republik. Die Sender des Großdeutschen Rundfunks leiern Tag für Tag die von Goebbels aufgelegte Platte herunter: Die Tschechoslowakei sei ein Nest des Bolschewismus; in Prag stünden sowjetische Truppen und Flugzeuge; die Deutschen würden verfolgt und gehetzt.

Zur gleichen Zeit vervielfachen die deutschen Faschisten in der ČSR ihre Aktivität. Ihr Zentrum ist die „Sudetendeutsche Partei", ihr Führer Konrad Henlein. Sie fordern zuerst die nationale Autonomie und dann den Anschluß an Deutschland. Geld und Waffen fließen aus dem Reich in die Henlein-Kassen. SD- und Gestapoleute dringen heimlich über die Grenzen ein, führen die FS, die Henlein-SS. Sie organisieren Überfälle auf Gendarmen, Zollbeamte und andere tschechische Beamte. Pardon wird nicht gegeben! Das Grenzland soll und muß in Flammen stehen. Hitler braucht einen Grund, um seine Truppen zum Schutz der deutschen Schwestern und Brüder vor den „hussitisch-bolschewistischen Verbrechern" in Prag einzusetzen.

Am 12. September spricht Hitler auf dem Nürnberger Parteitag. Die Tschechen hätten „dreieinhalb Millionen Menschen, die einer Nation von nahezu achtzig Millionen angehören, blutig geprügelt, wenn sie ein Lied sangen, Strümpfe trugen oder einen Gruß gebrauchten, der ihnen nicht paßte ... Wenn sich diese gequälten Geschöpfe nicht selbst Hilfe und Gerechtigkeit verschaffen können, so werden wir ihnen dazu verhelfen." Die Rede strotzt von Aufforderungen zur Revolte gegen die tschechoslowakische Regierung und gibt den Henleinleuten die Zusicherung, daß sie dabei auf die Unterstützung Deutschlands rechnen können.



Soldateska wider ein Volk

Die Henlein-Sturmtruppen haben schon vor der Hitler-Rede den Befehl erhalten, sich an bestimmten Sammelplätzen einzufinden. Nun strömen sie auf die Straßen, stürmen nach dem vorbereiteten Plan die öffenlichen Gebäude, greifen Polizei und Gendarmerie an, demolieren und plündern tschechische und jüdische Geschäfte, mißhandeln tschechische Patrioten und deutsche Kommunisten. Uniformierte SA-Männer bringen Maschinengewehre und Handgranaten über die Grenze. Im Dorf Schwaderbeck, in der Nähe von Graslitz, werden wie in anderen Grenzdörfern tschechische Beamte, Männer, Frauen und Kinder nach Deutschland verschleppt. Hunderte weibliche Angestellte aus den Dorfpostämtern und einfache Dorfpolizisten werden in deutschen Gefängnissen gefangen gehalten und mißhandelt. Deutsche Demokraten und Kommunisten werden ermordet, entführt, in deutsche KZ geworfen.

Schon am 17. 9. beginnen die Nazis, auf deutschem Gebiet unter der Leitung deutscher Offiziere das Sudetendeutsche Freikorps zu organisieren. Seine Aufgabe: Verstärkung der Unruhe an der Grenze, Provokationen. In weni-

gen Tagen werden mehr als 300 Zwischenfälle provoziert. Das Freikorps operiert in kleinen Gruppen von weniger als 12 Mann. Sie töten mehr als 110 tschechoslowakische Bürger und verschleppen mehr als 2000 nach Deutschland. Bereits vor dem Münchner Abkommen wird das Gebiet von Aš von zwei SS-Bataillonen unter Führung von Daluege besetzt.

Es ist kein Krieg erklärt worden, aber es wird gekämpft, im Dunkeln, verdeckt. Das ist die Situation, die die Hitler-Regierung braucht. Sie wird unterstützt durch die Westmächte, die Hitlerdeutschland gegen die Sowjetunion lenken wollen. Nach dem Verrat von München marschieren die faschistischen Truppen am 1. Oktober in die ČSR ein.

Das Stichwort heißt „Konserven"

Knapp ein halbes Jahr später, März 1939. Die Hitler-Clique beginnt die diplomatische und militärische Vorbereitung des Überfalls auf Polen. Nun wird auch hier die aus Angehörigen der deutschen Minderheit bestehende Fünfte Kolonne aktiviert. Ihre Angehörigen werden in Deutschland für Diversionsakte ausgebildet. Bewaffnete Banden entstehen. Die SD bereitet für den Sommer eine große Anzahl von Provokationen vor, die von besonderen „Einsatzgruppen" in Form von Bombenanschlägen und Brandstiftungen ausgeführt werden sollen. Die Liste ist lang, sie enthält 223 solcher Objekte mit genauen Lageplänen und fachlichen Belehrungen für die Ausführung und die möglichen Auswirkungen des Anschlags. Die Mehrzahl dieser Provokationen wird ausgeführt. Der militärische Spionagedienst, die „Abwehr" gibt detaillierte Anweisungen an die Banden in Polen: „Freimachen von Straßen für den Vormarsch der deutschen Truppen, Verhinderung von Brücken- und Straßensprengungen durch die Polen, Kleinkrieg im Rücken des Feindes wie z. B. Störung der rückwärtigen polnischen Verbindungen."

In Gleiwitz wartet Ende August der SD-Angehörige Alfred Naujocks auf sein Stichwort. Es lautet „Konserven". Wenn es fällt, wird er mit seinem Kommando den Sender Gleiwitz überfallen und Tote in polnischen Uniformen zurücklassen. In Sillein, gegenüber dem Jablunka-Paß in den Westbeskiden, liegt das Sonderkommando Henzer. Es soll unerkannt noch vor Beginn der Kämpfe die Grenze durchbrechen und der Aggressionsarmee den Weg bahnen. In Breslau bereiten sich Mitarbeiter der „Abwehr" auf ihren Einsatz vor. Sie sind mit Funkgeräten ausgerüstet, mit Erkennungszeichen und Parolen vertraut. 4000 Mann stark ist dieser „Industrieschutz Oberschlesien". Sie werden sich einige Stunden vor Angriffsbeginn, als polnische Soldaten, Berg- und Hüttenarbeiter verkleidet, über die Grenze in das oberschlesische Industriegebiet einschleichen. Ihr Auftrag: Besetzung der wichtigsten Gruben und Industrieanlagen. Noch im August rollen die Dienstwagen der deutschen Konsulate und die Fahrzeuge der deutschen Minderheitsführer durch die Grenzgebiete. In ihnen wird Sprengstoff befördert, sie bergen Karabiner, Maschinengewehre und Maschinenpistolen neuester Fertigung. Empfänger sind die illegalen Naziorganisationen. Noch in den Morgenstunden des ersten Kriegstages werden Banden der Fünften Kolonne durch Flugzeuge mit Waffen versorgt werden. Durch die Straßen von Bydgoszcz werden schwer beladene Lastkraftwagen rollen. Ihr Ziel sind die deutschen Fabriken, ihre Ladung: Mit Fallschirm abgesprungene deutsche Diversanten und Waffen.

Am 31. 8. erhält Naujocks sein Stichwort; abends läuft die „Operation Himmler". Zur gleichen Stunde greifen SS-Leute das deutsche Zollamt Hohenlinden an. Bei ihrem Rückzug lassen sie 12 Tote in polnischen Uniformen auf dem Schauplatz — Opfer aus den Gestapo-Kellern. Sofort setzt eine hysterische Propaganda

und die Bonner Reaktion in WORT

„Die Verteidigung der freien Welt ist unteilbar, und die Bundesrepublik sieht Südvietnam als einen Teil der freien Welt an" (Staatssekretär von Hase). — „Die Bundesregierung ist bereit, die amerikanische Verteidigungspolitik auch außerhalb des eigentlichen NATO-Territoriums politisch, wirtschaftlich und militärisch zu unterstützen. Das gilt insbesondere für Südvietnam."

(„Die Welt" unter der Schlagzeile: Unterstützung für USA in Südvietnam / Zusage der Bundesregierung an McNamara)

und BILD



ein: „Die Grenze steht in Flammen!". Der letzte Vorwand für die Aggression ist gegeben. Am 1. September, 4.45 Uhr, brechen die faschistischen Truppen in Polen ein.

Ihr sollt ein Räuberhaufen sein

Das Gelände des Quenz-Gutes bei Brandenburg an der Havel ist von einem dichten Sicherungsring umgeben. Man liebt keine Beobachter, denn es gehen hier seltsame Dinge vor. In einem großen Glasbassin führen Männer in Spezialausrüstung stundenlange Unterwasserübungen aus, die Froschmänner. Am See sind große hölzerne und eiserne Brückenteile aufgebaut. An ihnen wird das Anbringen und Entfernen von Sprengladungen geübt. Auf dem nahegelegenen Flugplatz werden die Diversanten im Fallschirmabsprung ausgebildet. Tag für Tag gibt es hier nur ein Lehrziel: Wie entfesselt man Aufstände im Hinterland des Gegners? Wie kann man hinterhältig mit und ohne Waffe morden? Wie kann man militärisch und wirtschaftlich wertvolle Objekte sprengen oder vor dem Beginn der Kampfhandlungen besetzen?

Hier am Quenz-See befindet sich die Hauptkampfschule der „Abwehr". Die Männer, die auf ihren Einsatz vorbereitet werden, sind „Brandenburger". Nur einen Monat nach dem Überfall auf Polen bezogen sie unter dem harmlos klingenden Namen „1. Bau-Lehrkompanie ‚Deutsche Kompanie' z. b. V." die Generalfeldzeugmeisterkaserne in Brandenburg. Bis Ende 1942 wird die Truppe zu einer Division anwachsen, der Division „Brandenburg". Ihr erster Kommandeur definiert ihre Aufgaben 1939 drastisch, aber klar: „Ihr sollt ein Räuberhaufen sein, mit dem man den Teufel aus der Hölle holen kann."

Die „Brandenburger" sind sorgfältig ausgewählt – fanatische Faschisten, echte Landsknechtnaturen. Die meisten sind Deutsche, die längere Zeit im Ausland gelebt haben. Gute Sprachkenntnis und umfassendes Wissen über die örtlichen Verhältnisse und die Bräuche der betreffenden Länder sind Bedingung. Aber es gibt auch Einheiten, in denen Holländer, Wallonen, Flamen, Elsässer, weißgardistische russische Emigranten, nationalistische Elemente aus den verschiedenen Völkern der Sowjetunion, ja sogar Araber und Inder dienen. Der Appetit des deutschen Imperialismus ist groß.

Im Morgengrauen des 10. Mai 1940 nähert sich den Maas-Brücken bei Gennep eine seltsame Kolonne. Die Wachposten starren angespannt durch die Ferngläser, lassen den Wachthabenden rufen. Er ist erregt und unruhig wie sie – gehen doch seit Tagen Gerüchte von einem bevorstehenden Überfall der Deutschen um. Doch dann entspannt sich sein Gesicht. Es sind holländische Soldaten, bewaffnet. In ihrer Mitte führen sie Gefangene. Aber tragen die nicht deutsche Uniformen? Also doch! Die Gruppe kommt heran. Die „Holländer" eröffnen das Feuer, die „Gefangenen" reißen die versteckten Maschinenpistolen und Handgranaten hervor, überrumpeln die Brückenwache. Dieser Erfolg der Brandenburger bei Gennep ermöglicht es der 6. deutschen Armee, die holländischen und belgischen Stellungen rasch zu durchbrechen, die bedeutsame sogenannte Peel-Stellung in Holland zu gewinnnen und die bei Rotterdam mit Flugzeugen abgesetzten Verbände der Wehrmacht zu entsetzen.

So wie hier in Holland ist es in Dänemark, Norwegen, Belgien, Frankreich, Jugoslawien. Diversanten führen die ersten Aktionen, unterstützt von den einheimischen Faschisten.

Besondere Vorbereitungen werden für den Überfall auf die Sowjetunion getroffen. In der Nähe von Warschau wird ein Arbeitsstab unter dem Decknahmen „Walli" geschaffen. Die Diversanten sollen das sowjetische Hinterland zersetzen, wie es ihnen mit Hilfe der Fünften Kolonne in der ČSR, in Polen und in Westeuropa gelungen war.

Sie konzentrieren ihre Aufmerksamkeit auf die baltischen Sowjetrepubliken, auf die Ukraine, auf die kaukasischen Gebiete. Uniformen der Sowjetarmee werden bereitgestellt, Deutsche mit russischen Sprachkenntnissen und ukrainische Nationalisten und Konterrevolutionäre für ihre besonderen Aufgaben geschult.

Zwar gelingen den Diversanten einige Aktionen. Aber sie müssen sie mit schweren Verlusten bezahlen, und die Niederlagen sind häufiger als die Erfolge. Hinter den sowjetischen Linien gibt es keine Fünfte Kolonne. Die Brandenburger werden aufgerieben. Deshalb werden ab 1943 die Diversionseinsätze vor allem von der SS und dem SD durchgeführt. Der Führer dieser SS-Jagdkommandos ist SS-Sturmbannführer Skorzeny. Fieberhaft bereiten sich seine Truppen 1944 auf die Ardennenoffensive vor. Im Dezember stoßen sie in britischen und amerikanischen Uniformen, mit amerikanischen Handfeuerwaffen und erbeuteten Panzern durch die Front, sie verbreiten falsche Befehle, stören Feldfernsprechverbindungen, legen Minen- und Baumsperren an, sprengen Munitionslager. Aber auch dieser letzte großangelegte Diversanteneinsatz scheitert.

Nach der Niederlage des faschistischen Deutschlands sammeln sich die Reste der Diversantenbanden in den Westzonen. Die Amerikaner machen sich ihre Erfahrungen zunutze. Die Diversionsspezialisten stellen Kader für den Gehlen-Geheimdienst. Ihre Praktiken werden Grundlage für die Rangerausbildung der Bundeswehr. Schon im Dezember 1956 erklärt ein Offizier der Bundeswehr, der 1940 an der Besetzung des Forts Eben Emael teilnahm: „Wir werden von unseren alten Methoden behalten, was technisch und psychologisch noch paßt und das Ganze mit den neuen Methoden verbinden." 1960 erläutert ein hoher Offizier die Bonner Blitzkriegskonzeption: „Es müsse so operiert werden, wie seinerzeit Hitler beim Anschluß Österreichs und beim Einmarsch in das Sudetenland operierte." Aber dann kommt der 13. August 1961, und diese Hoffnungen zerrinnen. Die neue Konzeption ist der verdeckte Krieg. Die Pläne liegen in den Safes. Im Spessart trainieren die Killer. Sie nutzen die Erfahrungen der faschistischen Geheimdienste. Eins sollten sie dabei nicht vergessen – am Sozialismus zerbrach die Waffe Diversion.

ELEKTRONISCHE Stoßseufzer



aufgefangen von Oberstleutnant Kurt Erhart



Um Mitternacht, zu jener Zeit, die von den Menschen die Geisterstunde genannt wird, waren die reparaturbedürftigen Nachrichtengeräte zusammengekommen, um Rat zu halten. Stationen kleiner und mittlerer Leistungen hatten sich eingefunden, Richtfunkstationen waren erschienen, und auch Trainergeräte und Lernmaschinen hatten es sich nicht nehmen lassen, aus Sympathie der Beratung beizuwohnen.

Eine an Erfahrungen reiche R-125 führte den Vorsitz.

„Laßt uns beginnen, leidgeprüfte Mitgeräte, kurz ist die Stunde, in der wir uns mitteilen können", hub sie an.

„Unsere Lage ist ernst. Noch immer müssen rund 40 Prozent von unseren Brüdern und Schwestern diese Spitäler aufsuchen, weil Menschenhände, gelenkt von Hirnen mit zu wenig technischem Wissen, ihnen innere Verletzungen beibringen."

Beifällig blinkerten die Geräte mit ihren Kontrollämpchen. Die R-125 fuhr fort:

„Warum aber, so frage ich euch, ruinieren uns die Menschen, denen wir doch dienen wollen? Ich sage euch, sie tun es nicht aus bösem Willen; sie tun es, weil sich viele von ihnen noch zu selten mit dem Fachbuch befassen, zu wenig lernen und weil einige glauben, das, was sie können, reiche ewig aus. Darum stimmen sie unsere Sender falsch ab, so daß es uns

durch Draht und Röhren geht. Darum halten sie die Reihenfolge des Bedienungsalgorithmus nicht ein. Und wir leiden darunter.

In unser aller Namen, ob klein oder groß, mit Röhren bestückt oder transistoriert, fordere ich, daß sich alle Funker, Fernschreiber, Fernsprecher, Ausbilder und Offiziere eine hohe ingenieur-technische Bildung aneignen – zu ihrem und unserem Nutzen."

Aufgeregt summten, piepsten und knackten die Geräte. Es war zu spüren, daß sie von den Worten der R-125 berührt waren. Sie merkten, wenn das überall und bei jedem so wäre, dann könnte es eine Freude sein, dem Menschen zu nützen. Lange würden sie ihre Signale senden, in klaren Tönen, und sauber würden sie sie ebenso empfangen.

Eine R-118 meldete sich und sprach: „Ich komme aus der Na-Kompanie des Truppenteils Zeh. Mit meinem Truppführer, dem zwanzigjährigen Unterfeldwebel Rainer Köhnke, habe ich noch immer Schwierigkeiten. Er kennt meine Vorzüge nicht genau. Als er noch die ‚104' bediente, war er ein As. Er dachte aber nicht daran, daß später auch andere Stationen in seine Hände gelangen. Jetzt muß er allerhand tun, um aufzuholen. Wie er selbst sagt, bereitet er sich auf eine neue Sache erst dann vor, wenn es unbedingt notwendig ist. Warum aber nicht schon frühzeitig? Liegt es wirklich an mangelnder Zeit, die so ein Ausbilder hat? Ehrlich gesteht er, Lehrbücher zusätzlich zum Pflichtmaterial kaum zu lesen. Er sagt von sich, daß ihn die Elektrotechnik nicht interessiere. Ist das gut und vernünftig? Wo doch sein Spezialgebiet die Gerätelehre ist.

Überhaupt wundert es mich, daß in seiner Kompanie – seit die neuen Soldaten da sind – noch kein Zirkel für E-Technik existiert. Aber Musik, Laienspiel, Basteln, das haben sie. Nichts dagegen, aber wenn, wie bei uns, auch Männer aus völlig artfremden Berufen zu Funkern gemacht werden sollen, müßte doch in erster Linie die Technik in der Zirkelarbeit eine Rolle spielen!"

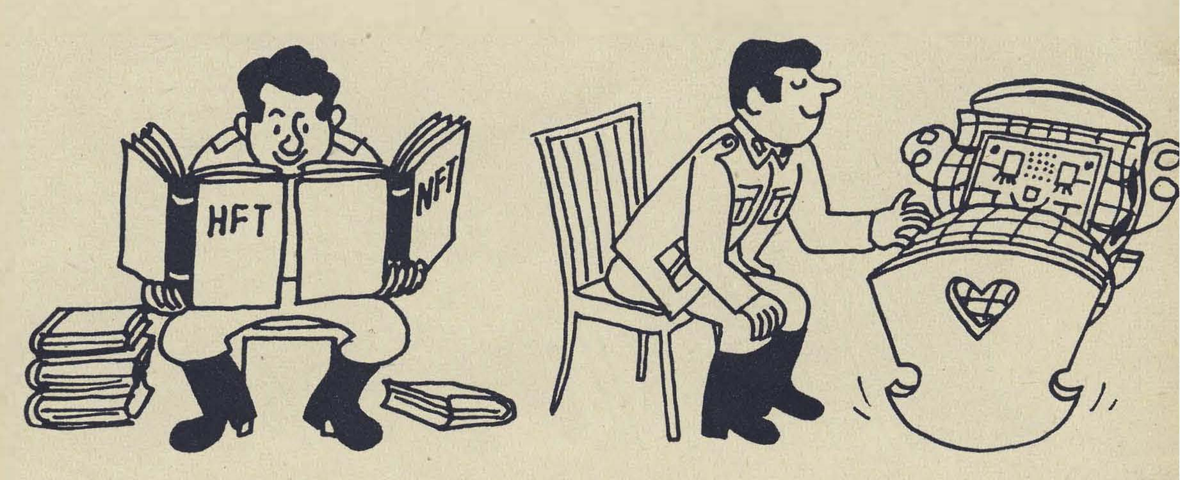
„Sehr richtig gesprochen", sprach eine Richtfunkstation aus dem Truppenteil Mühlberg. „In meiner Einheit sorgt Major Lück für die technische Bildung und Weiterbildung seiner Mannen mit fester Hand. Meine Art wird an der Schule nicht gelehrt. Kommen die jungen Offiziere in die Truppe, müssen sie sofort einsteigen. Impulstechnik ist das Stichwort. Allerdings ist mir rätselhaft, warum die Schule darüber den Schülern kein Wissen vermittelt. So muß das der Truppenteil nachholen – mit unterschiedlichem Erfolg. Die meisten Offiziere sind auch tüchtig dabei, einige jedoch waren recht überheblich und sagten, ‚das machen wir aus dem kurzen Halt'. So war es bei der Gleichstromtechnik. Plötzlich kam der Knall, zweimal eine Fünf. Dabei soll doch der Vorgesetzte ein größeres technisches Wissen haben als er vermitteln muß. Und was mir gar nicht gefällt, ist, daß von der Leitung der Einheit nicht alle Möglichkeiten der Bildung während des Dienstes genutzt werden und sie es zuläßt, daß sich noch immer ein paar Leutchen vor bestimmten Themen drücken."

„Da sollten sie sich den Unterleutnant Panicke zum Vorbild nehmen, liebe Schwester", rief eine UKW-Station. „Der befaßt sich nicht nur mit seinen weniger vorgebildeten Genossen, sondern vor allem mit sich selbst. In der Einheit wird er auch als Könner bezeichnet. Er macht sogar den Alten etwas vor. Bücher über HF-Technik sind seine Leidenschaft. Ihr könnt mir glauben, da ist man in guter Behandlung."

„Du kannst da gut reden, bei euch, wo so viele Fachleute sind, da läßt es sich leben."

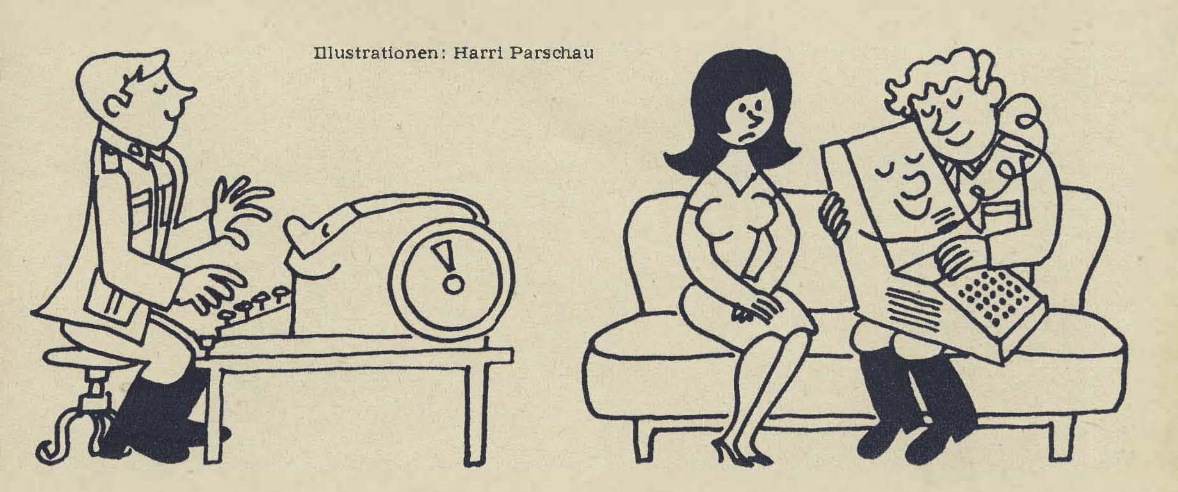
Die R-118, die wieder das Wort ergriffen hatte, summte ärgerlich.

„Ich will nicht sagen, meine Herren in der Kompanie Dunschek wären technische Banausen, das wäre ungerecht. Sie geben sich redlich Mühe, mein verzwicktes Innenleben zu begreifen. Aber wenn man allzuoft von ungeübten Fingern aufs neue traktiert wird, kann einem schon die Sicherung durchgehen. Kaum sitzt einmal ein Elektrotechniker oder sonst ein mit einem artverwandten Beruf ausgestatteter Funker vor mir, wird er schon wieder weggeholt – in eine Spezialeinheit. Mich bedienen dann Tuchmacher, Schornsteinfeger, Klempner oder



Bäcker. Wie schwer es diese Leute haben, das könnt ihr wohl verstehen. Und Maurerfinger sind nun nicht auf Schalter, Potentiometer und Drehknöpfe getrimmt. Daß einem da so mancher Stich durchs Herz geht, dürfte klar sein."
Eine Fernschreibmaschine begann mit ihren Tasten zu klappern.
„Auf unserem Gebiet bestehen die Schwierigkeiten in der Fernbedienung. Tausend Varianten gibt es bei der Mehrfachausnutzung. Die Schaltungen, die hier auftreten, kann sich nicht einmal ein Ingenieur merken, so viele sind es. Es fehlt an Unterlagen, um jedem Fernschreiber die wichtigsten Schaltbilder geben zu können. Major Hinz kann ein Lied davon singen. Dabei wären 300 Blatt DIN-A-4-Lichtpauspapier schon eine große Hilfe. Darauf könnten die Schaltbilder gepaust werden – aber er bekommt keines."
Die Geräte raunten. Die R-125 ließ ein deutliches Knacken vernehmen und sprach:
„Es steht fest, auch wir haben noch unter einer gewissen mangelhaften technischen Bildung einiger Genossen zu leiden. Teils liegt das an Versäumnissen in der Lehrtätigkeit an den Schulen, teils an materiellen Dingen, oft an der Bequemlichkeit der Menschen. Wenn z. B. auf der Unteroffiziersschule ausschließlich die Station 400 gelehrt wird, die Truppe aber die 401 hat, dann stehen die jungen Truppführer eben ohne Ahnung da. Das muß doch den Verantwortlichen schon beim Planen klar sein. Unteroffizier Larisch, von Beruf Dipl.-Ingenieur für Schwachstromtechnik, sagt es offen, daß auch in seiner Kompanie relativ wenig für eine systematische technische Weiterbildung, über den Rahmen des dienstlich Notwendigen hinaus, getan wird. Er ist sogar der Meinung, daß selbst die Ausbildung der Soldaten noch zu unsystematisch geschieht. Er vertritt die Auffassung, an Stelle von soviel FS-Ausbildung mehr Gerätelehre für die trägertransistorierten Frequenzgeräte und die Wechselstrom-Transistortelegrafie zu planen. Für die Bedienung der Schaltstelle wäre das von großem Nutzen. Man soll ja nicht nur Hebel bedienen, sondern wissen, was damit auch passiert. Vor allem wendet er sich gegen die noch verbreitete ‚Theorie', Nachrichtenleute bedienen, was drin vorgeht, ist uninteressant. Und hier, meine Freunde, hat er unbedingt recht."
Mit flackernden Kontrollampen schob sich ein kleines graues Gerät in den Vordergrund und begann zu sprechen:-
„Ich bin ‚Gamma 64', ein von Hauptmann Dipl.-Ingenieur Preißler entwickeltes Unterrichtsmaschinchen. Man nennt mich auch Rückkopplungsgerät, weil mit meiner Hilfe geprüft werden kann, ob beim Schüler der Lehrstoff angekommen ist. Bestimmt kann ich viel dazu beitragen, die Ausbildung und Weiterbildung in den Einheiten zu intensivieren – wenn ich bald überall sein könnte. Jetzt arbeite ich noch einsam in der Einheit Fette, die hier in diesem Hause wohnt. Wenn nicht die ‚SO 65' von Major Ingenieur Silberbach bei mir wäre, müßte ich vor Einsamkeit vergehen. Was meine Schöpfer zur ingenieur-technischen Weiterbildung sagen? Sie sind nicht zufrieden. Die befohlene Weiterbildung ziehen sie durch, für andere Maßnahmen ist leider nicht genügend gesorgt.
Übrigens, so stelle ich die Frage, wäre es nicht an der Zeit, die doch für gut und nützlich befundenen Trainergeräte meiner Art schnell den Truppen zu geben? Wir sind doch universell einsetzbar, also nicht nur auf nachrichten-technischem Gebiet. Hoffentlich wird es bald!"
Mit diesem Stoßseufzer ließ sie ihre Lämpchen verlöschen.
Die anderen zollten ihr Beifall. Tasten knackten wieder, Summ- und Pfeiftöne erklangen, magische Augen glommen düster.
Da schlug es vom nahen Turm einmal. Die Geräte und Stationen verstummten. Nichts erinnerte daran, daß sie eben noch so wichtige Dinge besprachen. In wenigen Stunden werden die Mechaniker die Werkstatt-Tore öffnen und mit der Heilung der Kranken beginnen.
Keiner wird je erfahren, worüber die grauen Kästen mit den Skalen, Schaltern, Hebeln und Lampen um Mitternacht sprachen. Gäbe es doch einen, der diese Sprache verstehen kann, damit alle, die es angeht, von den Sorgen der Technik erfahren.

Illustrationen: Harri Parschau





Sich putzen
ist nicht Ausdruck nur
soldatisch-strengen Schliffes,
es ist Bestandteil der Kultur,
und selbst die Gans
begriff es. *Stöhr*



„KASERNE, KASERNE, SONNE, MOND UND STERNE..."

Das ist der Bericht von der sonderbaren Wandlung des Hartmut B., in deren Verlauf er sich nicht mehr mit Schmetterlingen, wohl aber mit mehreren jungen Mädchen beschäftigen muß: „Beiträge zur makrolepidopteren Fauna des Naturschutzgebietes Jaspern" war das Thema der Dissertationsarbeit, die Hartmut B., Schmetterlingsliebhaber, Mittelstufenlehrer für Chemie und Biologie in Brandenburg aus der Hand und steingrau war die Uniform, die er anlegte. Hartmut hatte keine Illusionen.

KASERNE, das war für ihn ein vielfenstriges, graues Etwas, irgendein langer, schmuckloser, irgendwie bedrohlicher Bau, von dem er wußte, daß dort zu unrühmlichen Zeiten die Fliesen mit der Zahnbürste geschrubbt werden mußten und in dem heute noch in „Erhardanien" Wortbildungen zur Umgangssprache gehören, die man mit Mühe oder gar nicht in kultivierten Lexika findet.

KASERNE, das war für ihn der Abschied von Brandenburg, der Familie, von Stoffverteilungsplänen, von den Schmetterlingen, kurz — die Aufgabe seiner geistigen Interessen. Dann kam er über ihn, der Soldatenalltag mit seinem Geruch nach Waffenöl, Bohnerwachs und Schweiß, diesem „Eau de Cologne for soldiers", das in keinem Parfümgeschäft der Welt gehandelt wird.

Soldatenalltag, das waren aber auch Bekanntschaften mit neuen Menschen, neuen Gedanken, Problemen und Büchern.

KASERNE, das wurde immer mehr ein Phänomen mit bekannten Komponenten, vor allem seit jenem Tag, da man beschloß, die Erfahrungen des Mittelstufenlehrers für den neugebildeten Klubrat nutzbar zu machen. Doch was nützen da die Erfahrungen bei der Entwicklung von Stoffverteilungsplänen? Unterschiedlich wie der Bartwuchs sind die Freizeitinteressen der Soldaten.

Da sind Walter Sch., Maler, Schachspieler, Bücherfreund, interessiert an Problemen der Halbleitertechnik, aufgeschlossen allem Neuen, Gefreiter B., Traktorist, Fußballenthusiast, in seiner Freizeit „Inspizient" aller Schaufenster, wertend, wie das Leben mit seiner jungen Frau noch schöner werden kann, da sind all' die Anhänger der darstellenden und bildenden Kunst, von Musik, Literatur, Film, Naturwissenschaft und Technik, die Liebhaber der Streitgespräche im Klub über Leben und Liebe, Freund und Feind, Krieg und Frieden.

Konfektionskultur oder Kultur nach Maß? so stand die Frage. Der Klubrat entschied sich auf seiner ersten Sitzung für die „Maßkultur" und nicht für das „Maß" Kultur. Doch einfach war's nicht, denn allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann. Also — bei aller Vielfalt der Interessen — Orientierung auf Schwerpunkte wird Planungsprinzip Nummero 1. Und Prinzip Nummero 2: Besonderes Augenmerk auf die geistige Kost, die der Klubrat monatlich zu verabreichen hat.

„Sie soll nicht nur stärken, sie muß allen auch schmecken", gab einer zu bedenken. Einmütigkeit. Doch womit beginnen? Stille ringsum. „Sprechen wir doch über etwas, was jeden bewegt", ließ sich schließlich jemand vernehmen, „Tag für Tag, ich meine den Gegner . . ."

Eine gute Idee, aus Kasernengesprächen Klubgespräche zu machen, denkt Hartmut für sich. Da wollen wir also versuchen, Meister Brecht zu korrigieren, nämlich seinen „Mann ist Mann"-Ausspruch: „Weil er Soldat ist, kann er keinen Verstand haben." Müßte der Meister also heute, auf uns bezogen, formulieren: „Er muß Verstand haben, weil er Soldat ist."

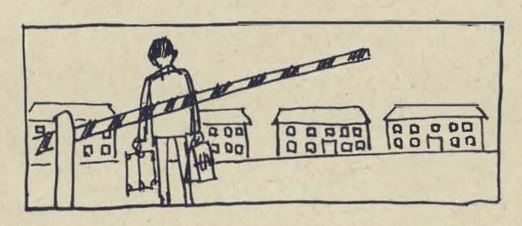
●

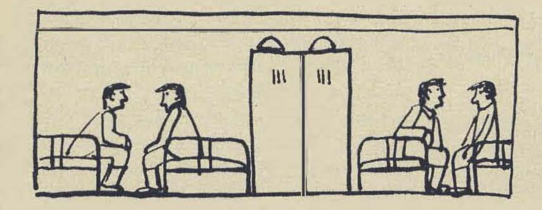
Das erste Klubgespräch hätte getrost als Mittwochrunde vom Adlershofer „Haus Adamek" ausgestrahlt werden können. „Karl-Eduard", so resümierte am Schluß einer trocken, „hätte an uns seine Freude gehabt."

Die „alten Hasen" legten ihre Erfahrungen, ihre Erinnerungen auf den Tisch.

In Rede und Gegenrede fügte sich an diesem Abend wie aus Mosaiksteinchen das Bild des Feindes, des kalt und berechnend lauernden Feindes. Sie alle, die hier in dem trotz vieler Bemühungen immer noch etwas zu unpersönlich wirkenden Kompanieklub zusammensaßen, versuchten gemeinsam hinter den Mechanismus zu kommen, der Menschen, die vorgaben ihre Landsleute zu sein, veranlaßte zu provozieren,









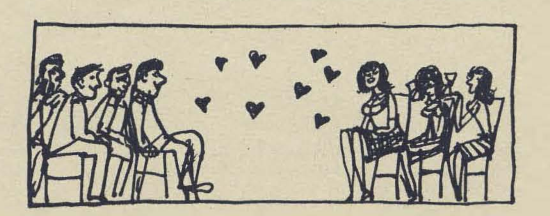
zu heucheln, zu morden, Banditen Feuerschutz zu geben.
Da berichtete zum Beispiel der Genosse Ka. darüber, wie ein Frontstadtkrieger mit einem Wolfslächeln über die Grenze biederte: „Ihr könnt ruhig Erich zu mir sagen“, aber mit dem gleichen Wolfslächeln mit zuckenden Fingern am Abzug des Schnellfeuergewehres spielte.
Hartmut dachte: „Wer kennt es nicht, das Märchen vom Wolf und den sieben Geißlein?“ Da konnte einer ein Gespräch zwischen den „Wölfischen“ belauschen, die sich zwischen den prangenden Tafeln mit den schreienden Lettern „Wir sind alle Landsleute“ und „Werdet nicht zu Mördern“ unbelauscht glaubten.
Hartmut B. und die anderen Gesprächsteilnehmer erfuhren so authentisch, wie diese selbstgefälligen Nimmersattmarschierer sich eilfertig gegenseitig davon unterrichteten, wie gerne sie „die da drüben“ „umlegen“ würden.
Aber an diesem Abend wird auch darüber berichtet, wie ein Westzöllner großspurig mit der Waffe im Anschlag provozierend, überrascht vom Knacken der Sicherungen für ihn „nichtexistenter“ Waffen sein Heil in der Flucht suchte.
Abschließend meinte ein Genosse: „Vielleicht kannte der Zöllner die Worte des Genossen Armeegeneral Hoffmann ‚Eine jede Provokation gegen die DDR endet unvermeidlich mit der Vernichtung der Provokateure!“
„Und wenn er sie nicht kennt, dann hat er’s doch begriffen“, ergänzte ein anderer.
Schade. Harmut B. führt kein Tagebuch. Er ist kein Freund von „Erkenntnisregistratur“. Vielleicht hätte er sonst heute eingetragen: KASERNE, das ist nicht gleich Kaserne. DEUTSCHER, das ist nicht gleich Deutscher, WAFFE, das ist nicht gleich Waffe.
Schade, aber er führt wirklich kein Tagebuch.

●

Das fehlende Tagebuch ist auch Schuld daran, daß nur wenig von dem bewußten „delikaten“ Auftrag Hartmuts überliefert wurde. Na ja, der Klubrat beauftragte ihn damit, einige junge Mädchen zu beschaffen. Nein, nicht was Sie denken.
Es war eine ehrenhafte Angelegenheit, diese Einladung der Oberschülerinnnen, Sie wissen schon, „nur die Besten!!!“
Schuld war in diesem Falle Leutnant Tan. Er war es nämlich, der eines lichten Tages den aufhorchenden Klubrat fragte: „Was haltet ihr eigentlich von einer Diskussion über das Buch ‚Das Mädchen Ann und der Soldat‘?“
Man hielt etwas davon. Aber Genosse Schü. wollte noch höher hinaus.
„Ich schlage vor, das Thema zu erweitern und über die Liebe der Soldaten überhaupt zu sprechen und dazu Mädchen von der Patenschule einzuladen. Thema des Abends: „Das Mädchen Ann und die Liebe der Soldaten“.
So kam der Abend und der etwas heikle Auftrag zustande, und es kamen die Oberschülerinnen, und es kam die Lehrerin. Junge Mädchen im Kompanieklub, bunte Kleider, enge Pullover und weite Röcke neben strengen steingrauen Uniformen.
Zuerst etwas verschüchtert von so vielen Soldatenblicken tauten die Gäste doch bald auf und nahmen vom Kompanieklub und auch von manchem Soldatenherzen Besitz.
Auch dieser Abend brachte ein interessantes Gespräch. Das Verhalten der Romanhelden Ann Plitzko und Walter Sixtus wurde redlich gegeneinander abgewogen und die gute Ann „zu leicht“ und der seriöse Walter Sixtus als „zu schwer“ befunden. Nur das Nacktbaden fand – natürlich aus hygienischen Gründen – bei den sauberkeitsbesorgten Soldaten Zustimmung, stieß aber bei den Kolleginnen der Ann Plitzko auf eisige Ablehnung. Hartmut überlegte: Was eine Lehrerin so ausmacht.
Fern von aller in der Bundeswehr üblichen „Lili-Marleen-Romantik“ sprachen hier junge Menschen über die Liebe. Ja, so kam es eben, daß sich Hartmut B. gar sonderbar wandelte, indem die Umstände ihn dazu führten, daß er nicht seine geliebten Schmetterlinge, sondern ihre menschlichen Artverwandten, sehr junge Mädchen „sammelte“. (Bitte sagen Sie seiner Frau nichts davon!!!) So kam es, daß für Hartmut und die anderen heute ihre KASERNE mehr ist als nur Sonne, Mond und Sterne!

A. Gursch

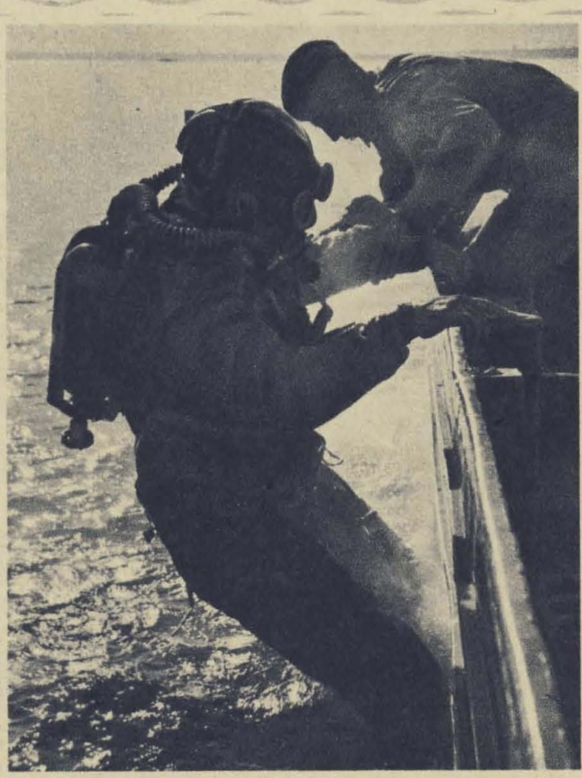




Illustrationen: Paul Klimpke

AR-Korrespondent Oberst N. KOROLKOW, Moskau und Fotoreporter W. GATSCHIKOW berichten über

Panzer UNTER Wasser



Ein „Fußgänger" klärte den Flußgrund auf, bevor ihn die Fahrzeuge passieren. „Alles in Ordnung!" meint er. „Weder Untiefen noch Minen liegen im Wege."

Mit klirrenden Ketten und donnernden Motoren bahnen sich die Panzer ihren Weg. Hauptmann Dergatschow zwinkert seinem Richtschützen zu. Er ist mit dem bisherigen Verlauf der Übung offensichtlich zufrieden. Die Kompanie liegt gut im Rennen. Und wenn nicht noch etwas Unvorhergesehenes dazwischenkommt – toi, toi, toi –, so erreicht sie den nächsten Konzentrierungsraum pünktlich zur befohlenen Zeit.

Minuten später fällt silbriges Glitzern in den Winkelspiegel: Sonnenreflexe des Flusses, dem sich die Panzer nähern. Hauptmann Dergatschow blickt auf die Karte. Richtig, hier ist die Flußbiegung, und dann mag es noch einen Kilometer bis zur Brücke sein, die er passieren muß, um den Konzentrierungsraum zu erreichen. Plötzlich vernimmt er im Kopfhörer die Stimme des Regimentskommandeurs: „Brücke durch den Gegner zerstört. Forcieren Sie den Fluß, und greifen Sie weiter an in Richtung . . ."

Verfluchtl, denkt der Hauptmann, doch dann wiederholt er laut den Befehl.

Der Fluß ist breit und wasserreich. Eine Furt gibt es hier nicht. Das allerdings macht dem Hauptmann weniger Sorgen. Ihn stört vielmehr, daß nun sein ganzer Zeitplan durcheinandergerät. Aber im Gefecht ist das auch nicht anders – und eigentlich hätte er ja mit dieser Einlage von vornherein rechnen müssen. Im Schutz einer Obstplantage läßt er halten. Und gleich darauf herrscht um die Panzer und auf den Panzern ein reges Treiben. Alle Ritzen werden abgedichtet, Luftrohre von gut doppelter Manneslänge aufgesetzt, die Antennen weit herausgeführt. Auf dem Grund des Flusses, also ein gutes Stück unterhalb des Wasserspiegels, werden die Panzer zum anderen Ufer fahren! Das ist keine Kleinigkeit, jedoch für diese modernen Fahrzeuge auch keine allzuschwere Aufgabe. Wäre eine Furt vorhanden, so würde man sogar ohne jegliche Hilfsmittel durch den Fluß kommen – auch wenn das Wasser bis zum Turm reichen sollte. Hier allerdings müssen einige zusätzliche Vorbereitungen getroffen werden.

Aus den Fluten steigt unvermittelt ein „Froschmann". Er hat die Be-

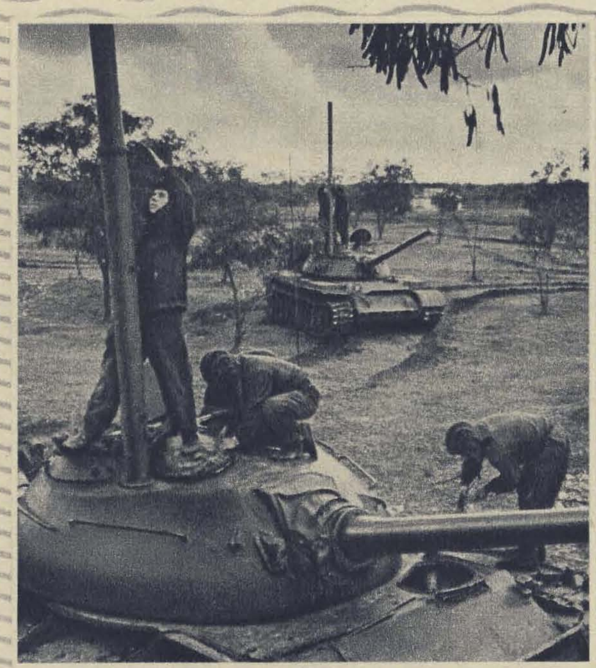


schaffenheit des Flußgrundes untersucht, die günstigste Ein- und Ausfahrt erkundet, die Wassertiefe festgestellt.
„Na, wie sieht's unten aus?" fragt ihn ungeduldig Oberfeldwebel Rusinow, Kommandeur der Aufklärungsgruppe. Rusinow ist ein alter Hase, Kriegsteilnehmer. Er war selbst einmal Panzerfahrer und weiß ganz genau, wo das Fahrzeug durchkommt und wo es steckenbleiben kann. Was der Taucher zu berichten hat, scheint ihn jedoch zu befriedigen. Eilig marschiert er nun los, um dem Kompaniechef die Aufklärungsergebnisse zu melden.
Bei Hauptmann Dergatschow haben sich inzwischen auch die Panzerkommandanten eingefunden, um zu melden, daß ihre Fahrzeuge zur Unterwasserfahrt bereit sind, und um ihre Befehle entgegenzunehmen.
„Sie fahren an der Spitze!" sagt der Hauptmann zu Feldwebel Poliwod, einem seiner erfahrensten Kommandanten.
„Zu Befehl!" antwortet der. Sein Gesicht bleibt völlig unbewegt. Für ihn ist eine Unterwasserfahrt schon lange kein Abenteuer mehr. Oft genug hat er bereits auf diese Weise Flüsse forciert. Nie gab es dabei Zwischenfälle. Freilich, theoretisch kann man auch einmal steckenbleiben, zum Beispiel, wenn der Motor aussetzt. Dann muß man ihn halt unter Wasser wieder anlassen – und die nachfolgenden Panzer fahren derweile um das steckengebliebene Fahrzeug herum. Sie können ja über Funk dirigiert werden. Na, und wenn der Bursche sich bockbeinig stellt und wider Erwarten überhaupt nicht mehr anspringen will, dann müssen Abschleppseile her. Notfalls verläßt die Besatzung auf entsprechenden Befehl hin den Panzer (siehe auch Heft 7/1965: „Tankisten auf Tauchstation"). Für Neulinge mag eine solche Aussicht sehr unheimlich und aufregend sein; ihn, Feldwebel Poliwod, bringt so etwas jedenfalls nicht mehr aus der Ruhe.

Beim Hineintauchen in das nasse Element schleudern die Abgase Fontänen glitzernder Wassertröpfchen empor.



Fertig zum Forcieren. Die Panzer rollen zur festgelegten Einfahrt.



Sinnvolle Vorrichtungen gewährleisten, daß kein Tropfen Wasser in den Panzer dringt. Der lange „Mast" dient jedoch keineswegs zum Segeln — er sichert die Luftzufuhr.

Kräftig heulen die Panzermotoren auf. Die schweren Maschinen rollen zum Ufer, gleiten in die Fluten; dann sind sie verschwunden. Nur die Enden der Luftrohre und der Antennen ragen noch über die Wellenkämme hinaus. Sie durchpflügen die Wasseroberfläche und lassen erkennen, wo sich die einzelnen Fahrzeuge befinden. Mit gleichbleibender Geschwindigkeit nähern sie sich dem jenseitigen Ufer – und da taucht auch schon Poliwods Panzer, eine mächtige Bugwelle vor sich herschiebend, aus den Fluten auf. Ohne Stocken folgen ihm die anderen Fahrzeuge und entfalten sich sofort zur Gefechtsordnung. Nur wenig Zeit brauchen die Besatzungen, um ihre Fahrzeuge wieder in den Zustand voller Gefechtsbereitschaft zu versetzen.

„Vorwärts!" kommandiert Hauptmann Dergatschow und blickt zur Uhr. „Charascho!" brummt er vor sich hin. Und wieder zwinkert er seinem Richtschützen zufrieden zu.

MAJOR HANS SIEGEL

Kann die MPi



Federn lassen?

Waffenreinigen. Auf dem Tisch liegen die üblichen Utensilien, daneben Teile der auseinandergenommenen MPi. Das Stilleben dieser Stunde. Halblaute Worte wechseln von Mann zu Mann, Belanglosigkeiten. Doch halt! Nicht so oberflächlich, unsichtbarer Beobachter. War da nicht eben etwas von „Wissenschaft für sich" zu vernehmen? „So eine Waffe zu konstruieren, dazu gehört schon was, hunderterlei muß da durchdacht werden", sagte einer der Soldaten zu seinem Nebenmann. Worauf jener die vielgebrauchten Worte von der „Wissenschaft für sich" zitierte.

In der Tat, die Konstruktion von Schützenwaffen birgt ihre Probleme, und sie hat viel mit Wissenschaften zu tun.

Da wären beispielsweise die Physik und ihr Teilgebiet, die Mechanik. Sie spielen eine große Rolle in der Waffenkonstruktion. Von der Physik erhalten wir Aufschluß über die Bewegungsvorgänge und das Wirken der Kräfte an der Waffe. Sehen wir uns das an ein paar Beispielen näher an. Die Konstruktion einer Schützenwaffe beginnt mit der gründlichen Analyse der schon vorhandenen Typen. Die Vor- und Nachteile werden ermittelt und, darauf aufbauend, die neue Waffe nach den taktisch-technischen Forderungen konstruiert.

Grundsatz ist dabei, nach Möglichkeit das vorhandene Kaliber beizubehalten. Die Unifikation der Patrone wird somit gewährleistet. Unter den taktisch-technischen Forderungen stehen solche Faktoren, wie Gewicht der Waffe, Kaliber, Durchschlagskraft des Geschosses, praktische Feuergeschwindigkeit usw. an erster Stelle.

Jede Waffe, das ist allgemein bekannt, hat Federn, z. B. Schließfedern, Auszieherfedern, Schlagbolzenfedern, Magazinfedern, um nur die wichtigsten zu nennen. Weil die Experten aber so wenig wie möglich dieser Stahlgebilde in der Waffe haben wollen, muß sie eben Federn lassen. Das vermindert die Störanfälligkeit ihrer Funktion. Leider aber können noch nicht alle Funktionen der Waffe ohne Federn erzielt werden. Hier tritt die Physik erstmals voll in Aktion.

Wenn wir in der Schule aufmerksam waren, wissen wir, daß jede Feder durch ein Arbeitsdiagramm dargestellt werden kann (Abb 1). Aus diesem Diagramm ist ersichtlich:

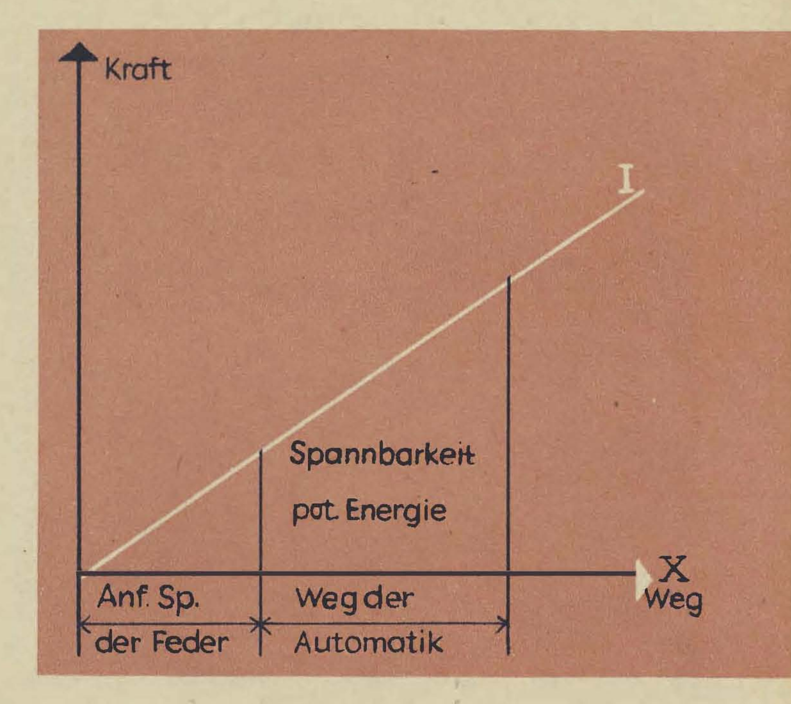
1. Die zum Spannen einer Feder benötigte Kraft wächst mit zunehmender Wegstrecke.

2. Je steiler die Gerade I zur x-Achse verläuft, desto mehr Kraft ist erforderlich, und umgekehrt, je flacher die Gerade I zur x-Achse verläuft, desto weniger Kraft ist notwendig, um die Feder zusammenzudrücken.

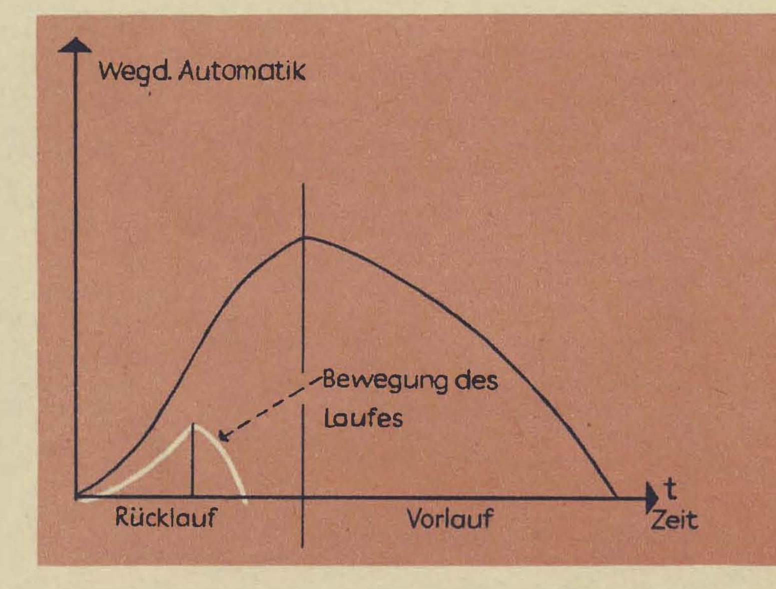
In diesem Zusammenhang spielen auch die Anfangsspannung der Feder sowie die Masse der beweglichen Teile eine Rolle. Bei Beginn der Konstruktion einer Waffe wird so im voraus bestimmt, welche Energie notwendig ist, um die einzelne Funktion zu ermöglichen. Hier bringt man den physikalischen Satz von der Erhaltung der mechanischen Energie und das Kraftwirkungsgesetz, speziell die Abhängigkeit der Beschleunigung von Kraft und Masse, in Anwendung.

Beim Rücklauf der Teile der Automatik, hervorgerufen durch die Wirkung der Kraft oder besser gesagt des Impulses der Pulvergase sowie des Beharrungsvermögens, wird die Schließfeder z. B. bei der MPi K zusammengedrückt. Die Feder verrichtet Arbeit und speichert potentielle Energie auf. Beim Entspannen der Feder, wenn der Abzug betätigt wird, findet erneut ein Energieumsatz statt. Durch die potentielle Energie der Feder erhalten die beweglichen Teile der Automatik wieder kinetische, die sich durch die Anfangsgeschwindigkeit ausdrückt. Die Endgeschwindigkeit der Teile liegt bei Kalibern von 6 . . . 9 mm um etwa 3 . . . 7 m sek. Während der Arbeit der Automatik verändert sich die Masse, so z. B. beim Herausschlagen der Patrone aus dem Magazin. Alle diese Faktoren müssen so abgestimmt sein, daß ein ein-

wandfreies Weg-Zeit-Diagramm der Waffe entsteht (Abb. 2).
Das Diagramm entspricht der Arbeitsweise einer Waffe mit beweglichem Lauf. Es ist ersichtlich, daß die Rückwärtsbewegung des Laufes vor dem Aufschlagen der Schloßteile der Automatik in hinterster Stellung beendet ist. Die Kurve muß fließend verlaufen, d. h., die Automatik arbeitet ohne Stöße.
Ein weiterer Faktor, der große Bedeutung für die Konstruktion und damit für die Arbeitsweise der Automatik der Waffe hat, ist die Kraft oder der Impuls der Pulvergase. Die Größe des Druckes kann man mit Hilfe der inneren Ballistik bestimmen. Bei der Abführung des Druckes durch den Lauf sind der Durchmesser des Gaskanales und sein Abstand von der Mündung mit entscheidend. Die Konstruktion bemüht sich, den Gaskanal möglichst nahe an die Mündung zu legen. Doch auch hier ist es notwendig, sich einem Grenzwert unterzuordnen. Da der Gasdruck abgeleitet wird und auf den Gaskolben wirkt (mit dem alle beweglichen Teile der Automatik verbunden sind), spielt auch der Durchmesser des Gaskolbens für die Funktionssicherheit unter beliebigen äußeren Bedingungen eine bedeutende Rolle. Der Impuls der Pulvergase verwirklicht grundlegend wichtige Etappen der Funktion der Automatik im System der Waffe. Beispielsweise die Entriegelung, das Auswerfen der Hülse, die Zuführung einer neuen Patrone und das Aufspeichern von potentieller Energie für die Schließfeder für den Vorlauf der Schloßteile. Erst dann in ihrer Endstellung, kann die Patrone entzündet werden. Wir sehen, daß die Größe des Impulses der Pulvergase ausschlaggebend für die Funktion der Automatik ist. Als weiteres



Problem sei noch die Reibung der Teile in der Waffe erwähnt. Je größer der Reibungskoeffizient μ ist, um so mehr Energie wird zur Beschleunigung der Bewegungsteile benötigt. Das wird verhindert, indem die Gleitflächen so gering wie möglich gehalten und die Toleranzen entsprechend der Funktion der Arbeit der Teile genau (theoretisch und praktisch) bestimmt werden. Wir sehen, daß die Waffenkonstrukteure die Physik kennen müssen, denn eine Schützenwaffe zu konstruieren, hat einiges mit Wissenschaft zu tun – und nicht nur mit Physik. Doch darüber in einem späteren Beitrag.





XIII. Weltmeisterschaften im Modernen Fünfkampf vom 19. bis 23. September 1965 in Leipzig

Aller guten Dinge sind durchaus nicht immer drei. Es können auch fünf sein. Wie in diesem Fall. Man nennt den Modernen Fünfkämpfer gern den „Kaiser der Athleten", weil er es nicht nur schlechthin mit fünf Disziplinen, sondern mit fünf grundverschiedenen Sportarten zu tun hat. Normalerweise ist ein guter Reiter selten ein perfekter Schwimmer, und wer den Degen elegant zu handhaben weiß, widmet sich gemeinhin weniger dem Geländelauf oder Pistolenschießen. Der Fünfkämpfer aber muß in jeder dieser Sportarten überdurchschnittlich geübt sein.

Bis es zum „Pentathlon Moderne" kam, vergingen weit über zweieinhalbtausend Jahre. Denn die Wiege des gemischten Mehrkampfes stand 708 v. u. Z. im antiken Griechenland, wo bei Olympischen Spielen erstmals ein fünfteiliger Wettbewerb – Pentathlon genannt – ausgetragen wurde.

Coubertin, Vater und Begründer der neuzeitlichen Olympischen Spiele, belebte die alte Tradition, als er den inzwischen zum Modernen Fünfkampf gewordenen Pentathlon auf das Programm der Stockholmer Spiele von 1912 setzte.

Das ist die Idee des Modernen Fünfkampfes: Ein junger Offizier hat eine wichtige Meldung zu überbringen. Er nimmt sich ein Beutepferd, reitet los, trifft aber bald auf eine gegnerische Patrouille. Zunächst erwehrt er sich des Angriffs mit der blanken Waffe, später – als weitere Feinde herankommen – mit der Pistole. Am Ende des Kampfes liegt sein Pferd tödlich getroffen am Boden. Schwimmend gelangt er an das jenseitige Ufer eines Flusses, wo er seinen Weg zu Fuß fortsetzt und nach einem anstrengenden Lauf über Stock und Stein erschöpft das Ziel erreicht.

Einst eine Domäne der Schweden, zieren heute sowjetische und ungarische Namen die Siegerlisten der Weltmeisterschaften. Bisher stellte die UdSSR sechs, Schweden vier und Ungarn zwei Einzelsieger; in der Mannschaftswertung holte

Modernes FÜNFKAMPF-ABC



sich die Sowjetunion fünf, Schweden vier und Ungarn drei Goldmedaillen. Die DDR nahm dreimal an Weltmeisterschaften teil und feierte 1963 in Bern mit dem 4. Platz im Mannschaftsklassement ihren bisher größten Erfolg.

Für unsere diesjährige Nationalmannschaft bereiten sich beim ASK Vorwärts Berlin der WM-Siebente von 1963, Oberleutnant Petrikowski (29 Jahre; Bestleistung 1964 = 5184 Pkt.), der von den Rostocker ASK-Schwimmern übergewechselte Oberfeldwebel Helmut Drews (27 Jahre; Bestleistung 1964 = 5216 Pkt.) sowie der als Junior startende Gefreite Dieter Grönke (19 Jahre; Bestleistung 1964 = 4360 Punkte) vor.

Gegenüber allen bisherigen Weltmeisterschaften ermitteln in Leipzig – auf Initiative der DDR – erstmals auch die Junioren bis 21 Jahre ihre Besten. Zwar hatten sich die Schweden schon 1963 bereit erklärt, neben den Titelkämpfen der Männer, die in der Schweiz veranstaltet wurden, eine zweite Weltmeisterschaft für den Nachwuchs zu organisieren. Doch die geringe Anzahl von nur vier Meldungen ließ sie die geplante Veranstaltung wieder absetzen. Somit sieht also die Messestadt das erste Junioren-Championat du Monde, das sich von dem der Männer nur durch etwas leichtere Hindernisse beim Reiten und den um 1000 m verkürzten Geländelauf unterscheidet.

Hervorzuheben ist auch eine weitere Neuerung: Noch nie zuvor konzentrierte sich das Wettkampfgeschehen auf solch' engem Raum wie in Leipzig. Der Zuschauer hat alles beieinander, so daß er die einzelnen Konkurrenzen ohne sonderliche Mühen oder lange Anfahrtswege bequem beobachten kann. Geritten wird auf der Festwiese an der Friedrich-Ludwig-Jahn-Allee, geschossen im Schützenhof hinter dem Elsterflutbecken, gefochten in der Ernst-Grube-Halle der DHfK; für die vierte Disziplin steht das Schwimmstadion zur Verfügung und der Lauf wickelt sich im Gelände des Zentralstadions ab.

Initiative ließ auch das Soldatenmagazin walten. Im Interesse der mit 80,– MDN nicht gerade sehr zahlungskräftigen Wehrpflichtigen schlug „Armee-Rundschau" dem Organisationsbüro vor, die Eintrittspreise für sie um 50 Prozent zu ermäßigen. Unsere telefonische Rückfrage wurde von Oberstleutnant Nowack mit einem klaren „Ja!" beantwortet. Demnach zahlen Wehrpflichtige zu allen WM-Veranstaltungen nur halbe Preise.

Kürzer als früher, aber trotzdem nicht weniger reizvoll, sonden eher noch attraktiver, ist der Reitparcour des Modernen Fünfkampfes geworden. In Leipzig mißt er 1500 m und enthält 23 Hindernisse. Ein schwerer Brocken für Pferd und Reiter dürfte der große Derby-Wall werden, dessen erste Anhöhe ein Meter hoch und vier Meter lang ist und danach um weitere 150 cm steigt, so daß die Absprunghöhe respektable 2,50 m beträgt.

Lose entscheiden eine Stunde vor Wettkampfbeginn, welcher Reiter welches Pferd erhält. Auf dem Abreiteplatz hat der Fünfkämpfer 20 Minuten Zeit, sein Pferd „kennenzulernen"; eine schriftliche Charakteristik sagt ihm, wie alt es ist und welche besonderen Eigenschaften es hat. Vor dem alle fünf Minuten erfolgenden Start geht es noch zur Waage, denn der Reiter muß mit Sattel und Zaumzeug mindestens 75 kg wiegen.

Mulmig, jedenfalls für unsere Repräsentanten, wird's in der Regel am zweiten Tag: Degenfechten! Oft dauern die Wettkämpfe, bei denen jeder gegen jeden antritt, zwölf oder dreizehn Stunden. Ein Treffer entscheidet über den Ausgang des Gefechts. Hat jedoch keiner der beiden Kontrahenten binnen drei Minuten einen Treffer angebracht, werden beide zu Verlierern erklärt. In Leipzig werden die Fechtduelle auf zehn Bahnen (Länge 14 m, Breite 2 m) zugleich ausgetragen.

Nicht begrenzt ist beim Pistolenschießen das Waffengewicht. Dafür muß die KK-Pistole ein offenes Visier haben und darf keine Schäftung aufweisen. Es wird auf eine Silhouettenscheibe (160 × 45 cm) mit Zehn-Ring-Einteilung geschossen; Entfernung 25 m. In vier Serien werden 20 Schüsse abgegeben, wobei die Scheibe in Abständen von 10 Sekunden jeweils drei Sekunden für jeden Schuß sichtbar wird.

Obwohl es den Aktiven freigestellt ist, in welcher Stilart sie die 300-m-Distanz des vorletzten

Tages schwimmen, sieht man fast nur Kraulzüge. Die Ausbeute ist allerdings sehr unterschiedlich, denn 3:54,0-Schwimmer finden sich nicht allzuhäufig in der Fünfkampf-Familie.

Punktabrechnung wird am letzten Tag gehalten, wenn der Einzelstart zum 4000-m-Geländelauf freigegeben wird, der in Leipzig bis auf die Wälle des Zentralstadions führt und einen Höhenunterschied von 110 m aufweist.

Rund zwanzig Nationen werden ihre Mannschaften zu den Leipziger Titelkämpfen entsenden, während man bei den Junioren mit zehn Länder-Vertretungen rechnet.

Schirmherr der XIII. Weltmeisterschaften im Modernen Fünfkampf ist Verteidigungsminister Armeegeneral Heinz Hoffmann. Überdies werden die Organisatoren großzügig von der Nationalen Volksarmee unterstützt, die z. B. den Streckenfunk für den Geländelauf sicherstellt, eine Waffenwerkstatt für das Schießen einrichtet und den Parcour aufbaut.

Tatkräftig hilft auch die Bezirksorganisation Leipzig der ASV Vorwärts bei den Vorbereitungen mit. Sie startete einen großen Sondermarkenverkauf, von dessen Erlös die Armeesportler acht Ehrengeschenke für ausländische Mannschaften anschaffen wollen.

Union Internationale du Pentathlon Moderne – diese weltumspannende Fünfkampf-Föderation zählt heute 38 nationale Verbände zu ihren Mitgliedern. Die DDR wurde 1958 als provisorisches und 1961 als vollwertiges und gleichberechtigtes Mitglied aufgenommen.

Vom Privileg einer kleinen Kaste bürgerlicher Offiziere, die bis 1948 allein berechtigt war, an olympischen Wettkämpfen teilzunehmen, entwickelte sich der Moderne Fünfkampf zu einer Sportart, die heute – und ganz besonders in den sozialistischen Ländern – allen Talentierten und Interessierten offen steht. In der DDR wird der Moderne Fünfkampf beim ASK Vorwärts Berlin, in der SV Dynamo, beim SC DHfK Leipzig und beim SC Halle-Kreutz gepflegt.

Weltmeisterschaften werden seit 1949 ausgetragen. In Leipzig hat Ungarn sowohl den Titel im Einzel- wie im Mannschaftsklassement zu verteidigen, die DDR dagegen den von der Sowjetunion gestifteten Wanderpokal für die Fünfkampfnation mit den größten Fortschritten zwischen zwei Welttitelkämpfen.

Zeitlich gliedern sich die Meisterschaften in fünf Wettkampftage. Während die Männer am 19. September reiten, beginnen die Junioren mit dem Fechten. Vierundzwanzig Stunden später ziehen die Senioren in die Ernst-Grube-Halle, die Junioren zum Schützenhof. Am dritten Tag schießen die Männer, der Nachwuchs absolviert das Schwimmen. Der 22. September sieht die Älteren beim Schwimmen und die Jüngeren beim Reiten. Der Geländelauf findet für beide Gruppen am letzten Tag statt.

H. H./K. H. F.

So wird gepunktet ...

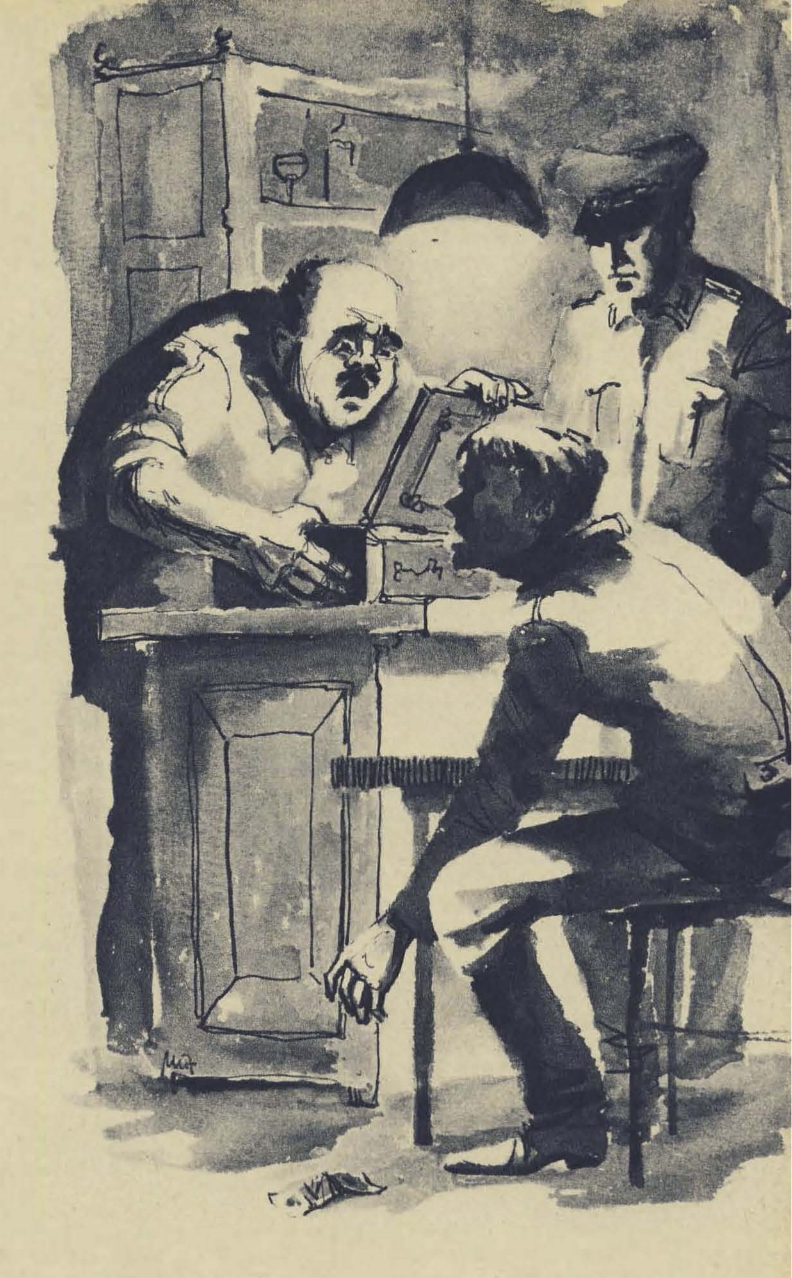
REITEN: Man geht davon aus, daß 400 m in einer Minute geritten werden. Da der Leipziger Parcour 1500 m lang ist, gibt es für einen fehlerfreien Ritt in 3:45,0 min die Höchstzahl von 1100 Punkten. Für jede Sekunde darüber werden 6 Punkte abgezogen. Reißt der Aktive ein bewegliches Hindernis, werden ihm 30 Punkte abgezogen; bei einem Sturz sind es 80 Punkte. Die erste Verweigerung eines Hindernisses wird mit 30, die zweite mit 60 und die dritte mit 100 Punkten Abzug bestraft. Benötigt ein Reiter mehr als 6 Minuten für den Ritt, wird er disqualifiziert. Beispiel: X hat eine Zeit von 4:01,0 min erreicht und ist überdies noch einmal gestürzt = 924 Punkte (1100 minus 176).

FECHTEN: Wer 70 % der möglichen Siege erfochten hat, bekommt 1000 Punkte. Die Punktzuschläge bzw. -abzüge, die für mehr oder weniger Siege vergeben werden, errechnen sich dergestalt, daß man die Zahl 1100 durch die Anzahl der möglichen Siege teilt. Angenommen, es sind 53 Siege möglich; demnach gäbe es für 37 Siege (70 %) die erwähnten 1000 Punkte. Jeder Sieg darüber bzw. jede Niederlage darunter brächte dem Wettkämpfer einen Zuschlag bzw. Abzug von 21 Punkten. Beispiel: X hat 35 Siege = 958 Punkte (1000 minus 42).

SCHIESSEN: Für 194 Ringe gibt es 1000 Punkte. Für jeden Ring darüber oder darunter werden 22 Punkte zugezählt oder abgezogen. Beispiel: X hat 187 Ringe geschossen = 846 Punkte (1000 minus 154).

SCHWIMMEN: Hier gibt es für 3:54,0 min 1000 Punkte – plus/minus 6 Punkte für jede Sekunde darunter oder darüber. Beispiel: X ist 3:59,0 min geschwommen = 970 Punkte (1000 minus 30).

LAUFEN: Für eine Laufzeit von 14:15,0 min werden 1000 Punkte vergeben. Für jede Sekunde darunter oder darüber werden 3 Punkte zugeschlagen oder abgezogen. Beispiel: X ist 14:07,0 min gelaufen = 1024 Punkte (1000 plus 24).



Kriminalerzählung
von Klaus D. Winzer

Personalausweis CX 0039691

Der Wirt vom „Grünen Baum" blickt beim Auf- und Zudrehen des vernickelten Bierhahnes besorgt zur Kuckucksuhr, die gegenüber der Theke etwas schief an der Wand hängt. „Feierabend, Leute. Kommt zahlen. Macht mir keine Scherereien hier. Polizeistunde bleibt Polizeistunde. Morgen ist auch wieder ein Tag."
Der Wirt geht von Tisch zu Tisch. Die Kreuze und Striche auf den Bierdeckeln verwandeln sich in seinem Kopf zu kleineren und größeren Markbeträgen. Nach jeder Kassierungsrunde, und im Verlaufe dieses langen Sonntages gab es derer viele, steckt Sebastian Schachter die Scheine in eine alte Kassette, die er unter der Theke aufbewahrt. Allmählich leert sich die verrauchte Gaststube. An dem kleinen Tisch direkt neben der Theke, gedacht für Stammkunden, die es auf einen Schwatz mit dem Wirt ab-

gesehen haben, sitzt als einer der letzten von heute abend ein Mann in einer dunkelgrünen Lodenjoppe. Offensichtlich ein Fremder hier in der thüringischen Kreisstadt. Sein Alter ist schwer zu bestimmen. Er kann zwanzig, aber auch schon Mitte der Dreißig sein. Bei einigen Bierchen hockte er den ganzen Abend schweigend am Tisch, kaum daß er den Mund aufbrachte, wenn der Wirt wissen wollte, ob er das Glas wieder füllen solle.

Von der Fensterseite her kommt lautes Singen. Den jungen Burschen dort hat Sebastian Schachter heute schon einmal ermahnen müssen, mit seinem Gegröle aufzuhören, er würde ihm nur die Gäste vertreiben. Jetzt ist der Wirt zwar mit dem Mann in der Lodenjoppe und dem „Sänger" allein im Raum, aber um so mehr mißfällt ihm das Ganze. Er will keine Schwierigkeiten mit der Polizei haben. Also hält er pedantisch genau die Polizeistunde ein.

„Nun machen Sie mal keinen Lärm hier, junger Mann. Ich bekomme fünf Mark sechzig." Der Bursche stottert einige zusammenhanglose Worte. Der ist dun, denkt der Wirt. Während er von den anderen Tischen die Gläser einsammelt, überlegt er, wie er den Burschen ohne viel Lärm auf die Straße setzen kann. Just in diesem Augenblick springt der aber quicklebendig von seinem Stuhl hoch und rennt zur Tür. Der Wirt läuft ihm hinterdrein. Doch die drei Jahrzehnte, die Sebastian Schachter mehr auf seinem Buckel hat, werden zum Vorteil für den Flüchtenden. Auf diesen Augenblick hat der in der Lodenjacke schon lange gewartet. Behende greift er über die Theke in die Kassette des Wirtes und steckt sich das lose Bündel der obenauf liegenden Geldscheine in die Tasche. Dann setzt er sich wieder an seinen Tisch. Er trinkt gerade das Bierglas bis zur Neige aus, als der Wirt, nach Atem ringend, wieder in die Gaststube tritt.

„So ein Gauner! Zechpreller! Diese Brüder habe ich gern. Kennen Sie vielleicht den Burschen?"

Der letzte Gast ignoriert die Frage. „Zahlen", sagt er und wendet sich zum Ausgang.

Der Wirt hält ihn zurück. „Ich spendiere Ihnen noch ein Bier und 'nen Harten, aber warten Sie bitte, bis die Polizei kommt. Oder ist Ihnen 'n Kaffee mit 'ner Bockwurst lieber?"

Der Mann hält noch immer den Fünfmarkschein in der Hand. „Ich habe jetzt keine Zeit mehr. Mein Zug fährt in einer Viertelstunde. Hier, ziehen Sie die Zeche ab. Vier Bier."

„Nicht so eilig, junger Mann. Ich muß unbedingt einen Zeugen haben. Zechprellerei schadet meinem Ruf. Da muß hart zugegriffen werden. Ich brüh' also erst mal 'nen Kaffee für uns beide." Schachter dreht der Theke den Rücken zu, um den elektrischen Tauchsieder anzustekken. Der Mann zaudert nicht eine Sekunde, rasch läuft er zur Tür, reißt sie auf...

Draußen steht Wachtmeister Huber. Der in der Lodenjacke will sich schnell an dem Polizisten vorbeidrücken.

„Wohin so eilig, junger Mann?"

„Austreten. Lassen Sie mich doch 'raus?"

Der Wirt ist hinter der Theke hervorgekommen. „Gut, daß Sie da sind, Herr Wachtmeister. Ich hatte den Herrn nur gebeten, dazubleiben, damit ich 'nen Zeugen habe für die Zechprellerei."

Huber deutet auf einen Tisch in der Mitte der Gaststube. „Setzen wir uns! Kann ich bitte Ihren Ausweis sehen?"

Der Mann in der Lodenjacke schiebt einen nicht mehr ganz sauberen Ausweis dem Wachtmeister über den Tisch zu. Der blättert ihn mehrere Male genau durch, dann sagt er: „Das ist doch nicht Ihr Ausweis. Gerda Hammer, wer ist das?"

Der Mann scheint zunächst etwas überrascht zu sein. Doch gleich darauf erwidert er: „Der gehört meiner Braut. Wir waren gestern tanzen. Ich habe vergessen, ihn zurückzugeben." Dann sucht der Mann weiter. Dabei rutscht ein zusammengeknüllter Fünfzigmarkschein aus der Tasche. Schnell will er sich bücken und ihn wieder aufheben. Das bemerkt der Wirt. Er klappt den Deckel seiner Kassette auf, und vor Überraschung bleibt ihm erst einmal die Sprache weg. Wild gestikulierend macht er den Wachtmeister auf den Diebstahl aufmerksam. Nun durchsucht der Uniformierte den letzten Gast. Er findet in den Taschen der Lodenjacke nicht nur Schachters gesamte Tageseinnahme, sondern auch einen auf den Namen Fritz Langer ausgestellten Ausweis.

■

Auf Leutnant Behringers Schreibtisch liegt am Montagmorgen die Anzeige des Wirtes vom „Grünen Baum". Dazu ein kurzer Bericht von Wachtmeister Huber. Zuerst vergleicht Behringer Namen und Geburtsdaten des einsitzenden Fritz Langer mit den Fahndungsmeldungen der letzten Tage. Dabei macht er eine überraschende Feststellung. Nach Fritz Langer, 31 Jahre alt, und dem acht Jahre jüngeren Gottfried Schmiedel wird wegen einer Schlägerei mit Körperverletzung gefahndet. Schmiedel ist sicher der Zechpreller. Wahrscheinlich haben sie sich den gemeinsam organisierten Diebstahl ausgedacht, um ihre Flucht in Richtung auf die nur dreißig Kilometer von der Kreisstadt entfernte Staatsgrenze fortsetzen zu können. Dann gibt Leutnant Behringer Anweisung, Langer vorzuführen. Nach den üblichen Fragen zur Person will der Leutnant Einzelheiten des Diebstahles wissen. Behringer ist überrascht, daß Langer sein Leugnen aufgibt und gesteht, das Geld aus der Wirtshauskasse gestohlen zu haben.

„Kurzschluß, verstehen Sie?" Von einem Komplicen aber will er nichts wissen und von einer geplanten illegalen Grenzüberschreitung gleich gar nichts. Auch für die Geschichte mit dem Ausweis seiner Braut Gerda Hammer hat Langer eine akzeptable Begründung. Sie habe zum Feuerwehrball am Sonnabend keine Tasche mitnehmen wollen, und so habe er den Ausweis eingesteckt.

Behringers Mißtrauen schwindet jedoch auch nach dem Geständnis nicht sofort. Er sitzt vielmehr grübelnd am Schreibtisch, prüft mehr-



Illustrationen: Muzenieck

mals die Ausweise von Gerda Hammer und Fritz Langer. Ungeduldig wartet er auf den Anruf des ABV aus Rottleben, Gerda Hammers Wohnort. Würde dieser die Aussage des Fritz Langer bestätigen? Endlich schrillt das Telefon. „Abteilung K., Leutnant Behringer. Guten Tag! Haben Sie etwas feststellen können? Seit zwei Tagen nicht zur Arbeit gekommen. Krankenschein liegt noch nicht vor? Sind Sie auch in ihrer Wohnung gewesen? Und? Niemand angetroffen? Das reicht! Ich bin in einer halben Stunde bei Ihnen. Erwarten Sie mich vor der Gerbergasse 17. Vielen Dank auch für die schnelle Erledigung."

■

Vor dem Haus Gerbergasse 17, einem kleinen spitzgiebligen Fachwerkhäuschen, treffen Behringer und sein Mitarbeiter Schlegel mit dem Abschnittsbevollmächtigten zusammen. An einer Tür im ersten Stock klebt ein kleines handgeschriebenes Schildchen mit dem Namen der Gesuchten. Die Tür ist verschlossen. Behringer besorgt sich vom Hausbesitzer einen zweiten Schlüssel und betritt als erster das Zimmer. Es macht einen ziemlich unaufgeräumten Eindruck. Zwei hochlehnige Stühle mit Korbgeflecht liegen am Boden, die Tischdecke ebenfalls.
„Genosse Behringer!" Schlegels plötzlicher Ruf läßt den Leutnant, der sich nach einer zweiten Tür umsieht, schnell zu seinem Kollegen treten. Ihren Augen bietet sich ein grauenvolles Bild. Auf dem Bett liegt, völlig bekleidet, die Leiche einer etwa dreißigjährigen Frau. Erdrosselt. Ein Perlonstrumpf ist zu mehreren Knoten fest um ihren Hals zusammengezogen. Behringer weiß sofort, wer die Tote ist. Er hat sich das Bild im Ausweis genau eingeprägt.

■

Eine knappe Stunde nach dieser furchtbaren Entdeckung sitzt Fritz Langer wieder Leutnant Behringer gegenüber. Der fragt ihn gerade zum zweiten Male: „Wo wollen Sie sich mit Schmiedel treffen? Wann ist der Grenzdurchbruch geplant?" Langer schweigt. Behringer klappt den vor ihm liegenden Aktendeckel zu. Seine Stimme klingt nicht mehr freundlich, als er sagt: „Ein Geständnis hätte sicher Ihre Situation erleichtern können. Übrigens, Sie haben Besuch bekommen. Ja, folgen Sie mir bitte ins Nebenzimmer."
Langsam steht Langer auf. Behringer öffnet die Tür. Eine junge Frau steht am Fenster. Sie dreht sich nicht um, als die zwei Männer eintreten.
„Gerda, was machst du denn hier?" Langer wartet die Antwort nicht ab. Aufgebracht stellt er sich vor Behringer hin. „Ich muß schon sagen, feine Methoden hat jetzt die Polizei. Warum haben Sie meine Braut hierher gebracht? Die hat mit der Sache gar nichts zu tun."
„Sie geben also zu?" ▸

„Ich gebe gar nichts zu, aber lassen Sie gefälligst meine Braut aus dem Spiel!“

Erst jetzt wird Langer bewußt, daß seine Braut noch kein einziges Wort der Begrüßung gesprochen hat und noch immer abgewandt am Fenster steht.

„Gerda, was ist denn los?“ stammelt er. „Sag doch was! Schau mich an! Daß ich in diese dumme Geschichte reingerutscht bin, ist doch nicht allein meine Schuld.“

Langsam wendet sich die Frau ihm zu. Behringer beobachtet dabei Langer genau. Der ist wie erstarrt. Vor Bestürzung ballt er seine Hände zu Fäusten. Dann fallen die Arme schlaff am Körper herunter.

„Das ist ja gar nicht meine Braut. Wo hat sie denn Gerdas Mantel her? Wer sind Sie eigentlich?“ Wie verloren steht Langer im Zimmer, weiß nicht, was er tun soll. Behringer führt ihn wieder in das andere Zimmer. Mit knappen Worten berichtet er dem noch immer Fassungslosen, was er im Hause Gerbergasse 17 gesehen hat. Langer ist entsetzt. Dann endlich beginnt er zu reden. Müde und gepreßt kommen die Sätze. Eine Schreibmaschine klappert unrhythmisch dazu.

■

Auf der nächtlichen Landstraße rast im neunziger Tempo eine schwarze Taxe gen Westen. Mit beiden Händen umspannt der Fahrer fest das Lenkrad. Ein junger Bursche sitzt im Wagen. Wieder kommt die Aufforderung von hinten, schneller zu fahren. Der Tachometer hüpft auf hundert, rutscht kurz vor einer Kurve auf siebzig zurück, um bald wieder nach oben zu springen. Der Chauffeur beobachtet seinen Fahrgast im Rückspiegel. Keine Bewegung entgeht ihm. Eine nervenaufreibende Sache, zumal die Landstraße nicht im besten Zustand ist. Plötzlich sieht der Fahrer, wie die rechte Hand des Fahrgastes nach vorn greift, sich auf seine Schulter legt:

„Meister, halten Sie mal an hier. Muß dringend in die Büsche.“

Der Fahrer bremst. Im nächsten Augenblick sieht er, wie der Bursche einen länglichen Gegenstand aus der Tasche zieht. Er läßt sich blitzschnell auf den rechten Sitz fallen. Ein harter Schlag trifft so nur die linke Schulter des Taxifahrers. Der Schläger springt aus dem Wagen, öffnet die linke vordere Tür, um den Wagen wieder in Gang zu bringen, da hört er das Klacken einer Pistolensicherung.

„Hände hoch!“ Der brutale Bursche, geblendet vom plötzlichen Lichtstrahl einer Taschenlampe, ist für einen Augenblick völlig überrascht. Ohne zu zögern, befolgt er den Befehl des Fahrers. Eine Leuchtkugel steigt zum Nachthimmel empor.

„Laß Dir ja nicht einfallen abzuhauen“, sagt der Fahrer, „Du kommst nicht weit. Der ganze Wald ist umstellt.“ Kurz darauf fährt der Einsatzwagen mit Behringer und Schlegel vor. Gottfried Schmiedel wird abgeführt.

■

Mitternacht ist längst vorbei, als sie noch immer im Zimmer von Oberleutnant Schmidt beieinander sitzen. Genossin Gerhardt, die die Rolle der toten Gerda Hammer so überzeugend gespielt hatte, Genosse Helbrich, der zu den Mitarbeitern des VPKA gehört, die am Vorabend die vier Taxen am Bahnhof der Kreisstadt übernommen hatten, und natürlich Schlegel und Behringer.

„Warum hat Schmiedel eigentlich die Verlobte seines Komplicen umgebracht?“ will die Genossin Gerhardt, Oberleutnant Schmidts bewährte Sekretärin, von Leutnant Behringer wissen.

„Nach der Schlägerei in der Bezirksstadt fuhren Langer und Schmiedel nach Rottleben. Auf Vorschlag von Gerda Hammer gingen sie zu dritt zum Feuerwehrball. Während des Abends forderte Schmiedel Langer auf, mit ihm abzuhauen. Dieser wollte unbedingt seine Braut mitnehmen. Schmiedel versuchte ihm das auszureden. Gerda Hammer wollte auch nichts von einer Flucht wissen. Im Gegenteil, sie riet ihrem Verlobten, sich der Polizei zu stellen. Langer brachte sie dann nach Hause, versuchte sie umzustimmen. Schmiedel folgte dem Paar unauffällig. Nachdem Langer das Zimmer seiner Verlobten in der Gerbergasse verlassen hatte, drang Schmiedel bei ihr ein. Sie drohte, den Fluchtplan der Polizei zu melden. Nach einem kurzen Handgemenge wurde sie von Schmiedel erdrosselt. Langer wartete ahnungslos am Bahnhof von Rottleben auf Schmiedel. Als er endlich kam, war der letzte Zug weg. In einer Scheune übernachteten sie und fuhren schon am Sonntagmorgen mit dem ersten Zug in die Kreisstadt. Dabei gaben sie ihr letztes Geld aus. Sie vereinbarten für den Abend den Diebstahl im Gasthaus.

„Gerda Hammers Ausweis hat uns auf die richtige Spur gebracht“, zieht Schlegel das Fazit. Bevor Behringer etwas erwidern kann, meint Oberleutnant Schmidt: „Das stimmt nicht ganz. Entscheidender als der Ausweis selbst war Genosse Behringers Theorie, ihn mit einem zweiten Verbrechen in Zusammenhang zu bringen.“

Behringer winkte bescheiden ab. „Der Wirt vom ‚Grünen Baum‘ hat uns als erster auf den Zechpreller aufmerksam gemacht. Ihm gebührt eigentlich das größte Lob.“ Darüber lacht Genosse Schmidt herzlich. Keiner der Anwesenden weiß warum. Die Mithilfe der Bevölkerung beim Aufdecken von Verbrechen, welcher Kriminalist würde sich ihrer nicht jederzeit anerkennend erinnern? Nur Schlegel versteht die fröhliche Reaktion des Chefs und schmunzelt ebenfalls.

„Na, Genosse Schlegel“, meint Schmidt nun, „wollen Sie den Genossen nicht erzählen, warum der Wirt zum ‚Grünen Baum‘ die Polizei so schnell benachrichtigte?“

„Ich habe vorige Woche“, erzählt Schlegel mit einem verschmitzten Lächeln, „dem Sebastian Schachter einen kleinen Strafzettel überbringen lassen. Wegen Übertretung der Polizeistunde.“

(Alle vorkommenden Namen sind frei erfunden)



Blonder Schwan und Fischerkahn

Meereswasserwindumschmeichelt,
sommersonnenstrahlbestreichelt
lehnt die taillenschlanke Jane
urlaubsfroh am Fischerkahne.

Ganz per Zufall
beim Zum-Kahn-Gehn
muß er dort
den blonden Schwan sehn.
Gleich lädt er sie
listenreich
ein zur Fahrt
ins Küstenreich.







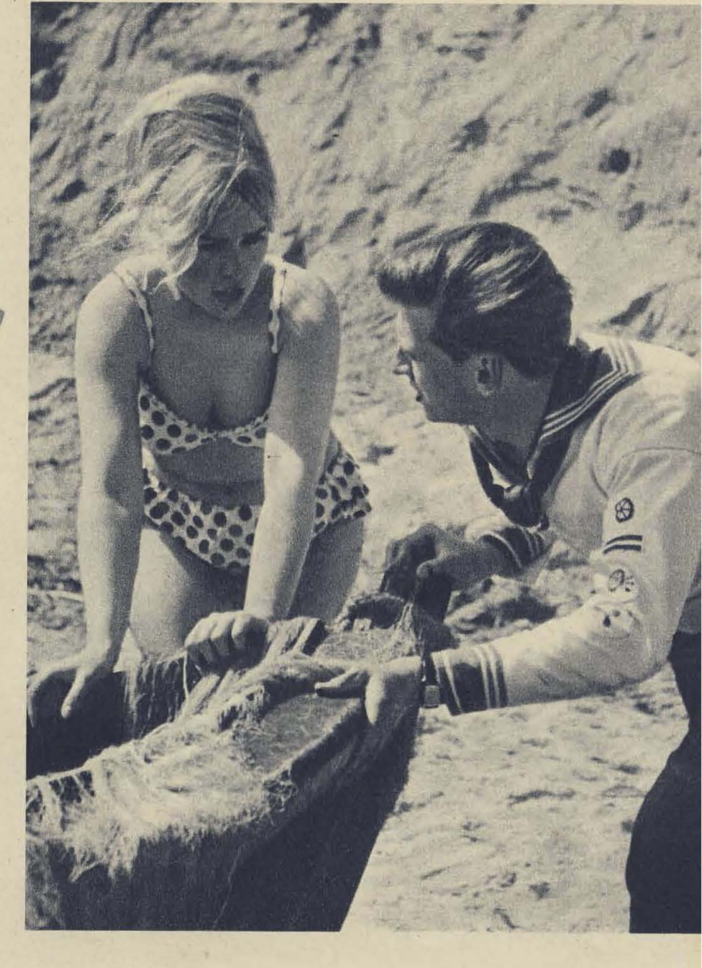


Aber Mädchen!
Abwehrposen?
Ärgert man denn
Stabsmatrosen?
In der Liebe
und von Deck
schickt man keinen
Fachmann weg!



Jeder Hitzkopf
soll gewarnt sein:
Eine Frau
will erst umgarnt sein!
Wer nach diesem Leitsatz
steuert,
wird (man sieht es)
angeheuert.





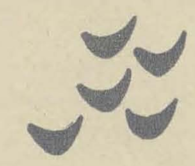




Gut,
daß Jane ihn nicht weiß –
seinen
Rudertaxipreis,
denn pro Ruderschlag
ins Nasse
steht bei ihm
ein Kuß zur Kasse.

(Somit liegt für'n Urlaubsrest
Janes Tagesablauf fest.)

Helmut Stöhr





KORREKT. Ein Panzersoldat soll in der Wohnung seines Vorgesetzten Major Dr. ing. Krause einen Brief abgeben. Eine Frau öffnet. Vorsichtshalber erkundigt er sich: „Sind Sie Frau Dr. ing. Krause?" „Nein, ich heiße nur Frau Krause." Der Soldat wundert sich: „Komisch, ich möchte wetten, daß ich Sie gestern mit dem Genossen Major im Kino gesehen hätte."

NERVENSACHE. Heini wurde auf Wehrdiensttauglichkeit untersucht, nun trifft er sich mit seiner Braut. Er werde wahrscheinlich zu den Mot.-Schützen kommen, erzählt er stolz. „Hat Dir der Arzt das gleich gesagt?" „Nicht direkt", antwortet Heini, „er sagte nur, ich sei ein ausgesprochen motorischer Typ."



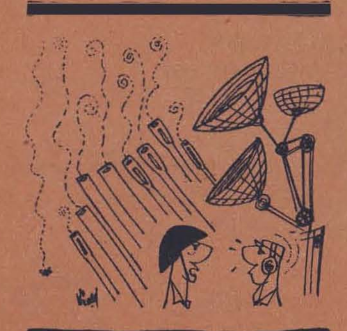
NICHT MÖGLICH. „Stabsmatrose Stöhr meldet sich aus dem Urlaub zurück!" Der Kompaniechef kennt die Schwächen des Matrosen und erwidert: „Hoffentlich haben Sie auch alle Uniformierten gegrüßt, wie es bei der Urlaubsbelehrung verlangt wurde." „Das war leider unmöglich, Genosse Oberleutnant!" „Was wollen Sie damit sagen?" „Die einzigen Uniformierten, denen ich begegnete, waren die Fahrkartenkontrolleure."



BESTÄTIGT. Während einer Truppenübung. Eines Abends übermittelt ein Bataillonskommandeur dem vorgesetzten Stab fernschriftlich seinen Entschluß für die nächsten Gefechtshandlungen. Er endet mit dem Satz: „Ich warte auf Ihre Bestätigung." Der diensthabende Funker, erst kurze Zeit Soldat, möchte den Kommandeur nicht extra wecken und setzt kurzerhand ab: „Bestätigt!" Am nächsten Morgen, als der Kommandeur das Bataillon an seinem alten Platz sucht, ist es verschwunden. Er findet es erst 12 Kilometer hinter den „gegnerischen" Stellungen.



Vignetten: Parschau





VR Rumänien

Der Wald der Gehenkten

Offiziersehre, Treue zum Vaterland, unbedingte Gehorsamspflicht — diese Begriffe bedeuteten den Lebensinhalt des rumänischen Oberleutnants Bologa, der während des ersten Weltkrieges auf der Seite der österreichisch-ungarischen Armee kämpfte. Ohne Zögern hatte er dem Kriegsgerichtsurteil gegen einen tschechischen Deserteur zugestimmt, der dem sinnlosen Morden entlaufen wollte. Dann aber — angesichts des Galgens, während der Exekution — beginnt Bologa zu begreifen, an der Berechtigung und der Gerechtigkeit solcher Urteile zu zweifeln. In dem neuen rumänischen Cinemascope-Film „Der Wald der Gehenkten", der auf den diesjährigen Internationalen Filmfestspielen in Cannes mit dem Preis für die beste Regie ausgezeichnet wurde, erleben wir seinen Gewissenskonflikt, sein Abwenden von der Braut, deren Familie im satten, hurra-patriotischen Bürgertum lebt, seine tiefe Zuneigung zu der bescheidenen, liebevollen Bauerntochter Ilona — und es kann gar nicht anders kommen, als daß Bologa sich aus dem Offiziersklüngel der Habsburger Armee herauslöst, daß er die Tragik dieses sinnlosen Krieges verurteilt.

So wird dieses Kunstwerk, das unter der Regie von Liviu Ciulei nach dem Roman von Liviu Rebreanu entstand, zu einem Film gegen den Krieg, zu einem Film aber auch über das kleine menschliche Glück, nach dem sich jeder sehnt und das so leicht zu erreichen wäre — wenn immer und für ewig Frieden wäre.

-rg-



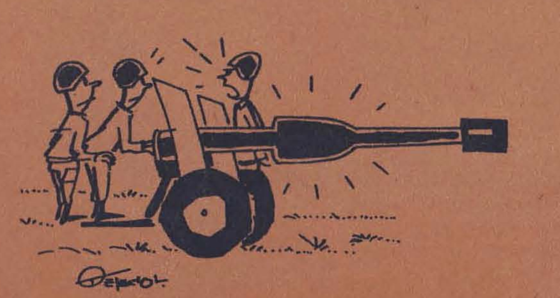
Buchverlag Der Morgen, Berlin 1964. 7,80 MDN

Hamsik/Prazak: Eine Bombe für Heydrich

Der Fall ist eindeutig: Der Anschlag wurde etwa um 10.30 Uhr verübt. Ein Mann brachte den Wagen zum Stehen, als seine MPi versagte, warf der andere die Bombe. Beide Täter sind flüchtig, einer am Gesicht verletzt. Sie ließen am Tatort soviel Gegenstände und Spuren zurück, daß ihr Aufspüren nur noch Formsache sein wird. Das nehmen die Nazis an. Nun wird eine Millionenstadt von den Kellern bis in die Dachstühle hinein durchsucht. Nur auf Verdacht hin wird verhaftet. Verhaftet, verhört, gequält, weiter verhaftet. Es gibt endlos viele Spuren, doch die führen nirgends hin. 450 000 Mann suchen zwei Täter, überprüfen über vier Millionen Menschen, durchkämmen 60 Waldgebiete, verhaften, verurteilen, erschießen. Unschuldige geraten in ihre Fänge, kommen nie mehr frei. Illegale, die nichts mit dem Anschlag zu tun haben, werden gefunden, verhaftet, verurteilt, erschossen. Lidice brennt, seine Bewohner werden vernichtet. Der seit langem vorbereitete Plan zur Dezimierung der tschechischen Nation wird verwirklicht. Doch die zwei, die die Bombe warfen, werden nicht aufgespürt und die, die etwas von ihnen wissen, schweigen. Ein Volk schützt zwei Patrioten, die einen Befehl ausgeführt haben, dessen Folgen unvorstellbar sind. Terror kann die Menschen nicht brechen, Versprechungen nicht verführen, 10 Millionen Kronen finden keinen Judas. Bis dann doch einer zum Verräter wird, ein einziger. Auch sein Name ist bekannt und sein Ende ebenfalls, wie das der Patrioten in den Katakomben jener Prager Kirche.

Dieses Buch liest sich über weite Partien wie ein Krimi, steckt voller Spannung. Aber es ist kein Krimi. Die Autoren meiden jegliches Fabulieren, verzichten auf Spannungseffekte, lassen Tatsachen sprechen. Und denen sind sie mit wissenschaftlicher Gründlichkeit nachgegangen. Sie bringen Dokumente, Aussagen, Augenzeugen ans Licht der Öffentlichkeit, behandeln ausführlich den politischen Hintergrund der Aktion, deren geistige Urheber in London sitzen, sie würdigen den Anschlag und die recht zweifelhaften Absichten, verhehlen nicht die Folgen, die verheerend sind. Wie gesagt: Das liest sich wie ein Krimi, hat aber mit diesem nur soviel zu tun, als die Autoren mit kriminalistischem Scharfsinn den Spuren nachgingen und zu einer Einschätzung gelangten, aus der man sich ein Urteil bilden kann. Man sollte das Buch gelesen haben.

Claus



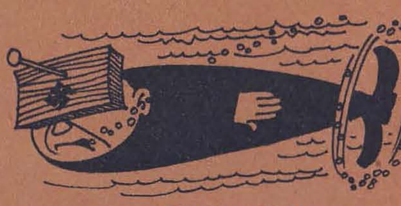
Soldatenhumor aus „verde olivo", Havanna, und „Néphadsereg", Budapest



Au Backe...

Die Kieler Zeitschrift „Leinen Los!" schrieb: „Nachdem das deutsche Volk 1914 bis 1918 und 1939 bis 1945 zwei Kriege geführt und verloren hatte, weil seine Staatsführung die See mit ihren großen Möglichkeiten und unerbittlichen Gesetzen nicht verstand ..."

Die Zeitschrift hieße besser: „(Schiffs-)Schraube los!"



Vignette: Arndt

... eine Macke!

Doktor: *Also, nun, mein Lieber, pft-pft, machen Sie sich erst mal frei, pft-pft.*

Patient: *Aber wozu denn, Herr Doktor? Ich begreife überhaupt nicht ...*

Doktor: *... frei von Ihren pft-pft-Zwangsvorstellungen.*

Patient: *Aber, wenn ich Ihnen doch sage, Herr Doktor, daß man mich völlig zu Unrecht in Ihre Nervenklinik gebracht hat. Schließlich habe ich doch nur ...*

Doktor: *... nur versucht, pft-pft, den Leuten „Feinfrost-Flüche", „vernickelte Hochrufe", „gebrauchte Echos" und Aktien der „Vereinigten Marskanal-AG" anzudrehen. Na, und das, pft-pft, ist doch wohl blanker Wahnsinn, oder?*

Patient: *Aber mitnichten, Herr pft-pft Doktor. An unserer Börse in Düsseldorf werden ja schließlich sogar Aktien von Betrieben in der pft-pft DDR angeboten!*

LEUTNANT JÜRGEN NÖLDNER



Geboren: 22. Februar 1941. Klub: ASK Vorwärts Berlin. Größte Erfolge: Mitglied der „bronzenen" Olympia-Elf 1964, über 15mal in der Nationalmannschaft eingesetzt, dreimal am Meistertitel des ASK beteiligt.

„Wenn ich elf Nöldners hätt' in einer Mannschaft", so stöhnte einst ein Trainer beim ASK Vorwärts, „ich müßte bald ins Sanatorium . . ." Das war vor ein paar Jahren. Und seien wir ehrlich, bis vor, sagen wir, 14 Monaten hatte dieser Stoßseufzer schon eine gewisse Berechtigung. Denn wie müde wirkte bis dahin der Berliner Stürmer in so manchem Spiel, wie lustlos sahen seine Aktionen oft aus. Und trotzdem — wie aus heiterem Himmel schoß er sein Tor, manch spielentscheidendes Tor. Aber zum Verzweifeln war's schon, wenn man beobachten mußte, wie sich sein großartiges Fußballertalent nur selten entfaltete. Aber heute? Jürgen scheint wie ausgewechselt. Mit der Olympiavorbereitung begann das eigentlich, in den Weltmeisterschaftsqualifikationsspielen setzte sich die Wandlung fort. Er begriff allmählich, daß ein Stürmer von internationalem Format mehr zeigen muß. Bald bewunderten wir seinen Kampfgeist, seinen Einsatz und applaudierten ihm, wenn er ein enormes Laufpensum mit kraftvollen Torschüssen abschloß. Am 30. September vor sechs Jahren gab er in der „Ersten" seinen Einstand, damals in dem prächtigen Cupspiel gegen die „Wölfe" aus England. Vorher hatte er in der ASK-Jugend gestürmt. Jetzt ist er wieder bei den Pokalspielen des ASK dabei, und ich glaube, sollte heute ein Trainer stöhnen, dann nur so: „Ach, hätt' ich doch elf Nöldners in einer Mannschaft . . ."

KW



Waffenbrüder-Magazin

Am 15. August jährt sich zum zwanzigsten Male die Befreiung Koreas durch die Sowjetarmee und am 2. September gleichfalls die Gründung der Demokratischen Republik Vietnam.
Der 18. August ist der Tag der sowjetischen Panzertruppen.



Die Ehrenbürgerschaft der italienischen Stadt Castello wurde am 20. Jahrestag des Sieges über den Faschismus einem am 9. Juli 1944 von den Nazis erschossenen polnischen Soldaten postum verliehen. Er hatte als Partisan in der Ersten Proletarischen Kampfbrigade von San Faustino gekämpft. Da man seinen Familiennamen nicht kannte, wurde er allgemein „Henryk il Polacchino" genannt.

●

Ein mit der Flußströmung abtreibendes Mädchen, das dem Ertrinken nahe war, rettete der sowjetische Sergeant Spasow. Die Siebenjährige war mit einem Backtrog umgekippt und in das eiskalte Wasser gefallen.

Der Vorfall sprach sich erst herum, als die Eltern des Kindes bei der Leitung des Truppenteils nach dem unbekannten Retter fragten. Man fand ihn schließlich — im Revier, wo er seine schwere Erkältung, die ihm das unfreiwillige Bad eingebracht hatte, auskurierte.

●

Die Technisch-Ökonomischen Räte der Bulgarischen Volksarmee (sie entsprechen unseren Neuererräten) reichten im Jahre 1964 2362 Rationalisatorenvorschläge ein, von denen 1855 verwirklicht wurden und einen Nutzen von 421 356 Lewa erbrachten. Dadurch konnten dem Staat einige Hunderttausend Lewa Valuta erspart werden.



FACHBUCHEREI

Mein Nachbar fährt sonntags in aller Frühe mit seinem feuerroten „Wartburg" zum Angeln. Dagegen ist nichts einzuwenden, doch leider macht das Ding einen solchen Spektakel, daß alles aufwacht. Na ja, wenn man bedenkt, daß der Wagen schon seit 1931 unentwegt auf der Achse ist. Ein „Wartburg" aus dem Jahre 1931? Aber sicher. Sie kennen doch den guten alten Dixi? Auf dessen Grundlage brachte das Eisenacher Fahrzeugwerk seinerzeit den zweisitzigen Sportwagen „Wartburg" heraus.

Aber nicht nur mein Nachbar hält seinem Veteranen die Treue. Immer größerer Beliebtheit erfreuen sich heute Veteranen-Rennen bei Zuschauern und Aktiven, und wer von den Schlachtenbummlern einmal näher an diese Ahnen unserer heutigen Fahr-



zeuge herangeht, muß den Leistungen der damaligen Werkstätten Anerkennung zollen, deren Fahrzeuge noch heute bei entsprechender liebevoller Pflege rollen.

Wollen Sie mehr über die alten Opel-, NSU-, Imperia- und Ardie-Motorräder ,sowie die Hanomag-, Tatra-, DKW- und Adler-Autos wissen, in „PS-Veteranen" hat ein Autorenkollektiv der Arbeitsgemeinschaft beim Verkehrsmuseum Dresden viel zusammengetragen. Das Buch enthält Darlegungen über die Vorgeschichte des Kraftfahrzeuges bis 1885, seine Entwicklung bis zum ersten Weltkrieg und Kraftfahrzeuge und Kraftverkehr der Jahre 1918–1930 und vieles andere mehr.

Passionierte Anhänger des Veteranen-Motorsportes werden auf das Buch gewartet haben, darüber hinaus wird es jeden interessieren, der etwas für Fahrzeuge und Motore übrig hat.

W. Kopenhagen

Arbeitsgemeinschaft Kfz.-Geschichte „PS-Veteranen", VEB Transpress Verlag Berlin 1965, 136 S., 50 Bilder, 6,80 MDN





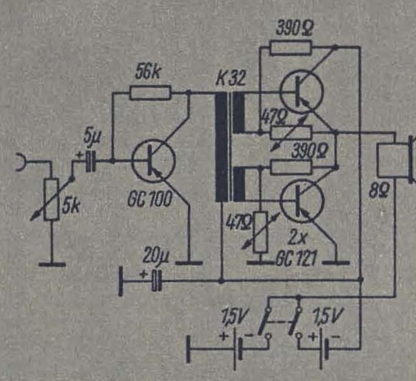
Endstufe des „Mikki"

Die Endstufe des kleinen Taschenempfängers „Mikki" ist nach einer neuartigen Schaltung aufgebaut, die man als eisenlose Endstufe bezeichnet. Es entfällt dadurch der Ausgangsübertrager, was den Wirkungsgrad der Schaltung verbessert und bei niedriger Batteriespannung eine höhere Ausgangsleistung ermöglicht. Da der Frequenzgang eines Verstärkers vorwiegend durch den Ausgangsübertrager bestimmt wird, bringt der Fortfall desselben wesentliche Vorteile.

Aber auch die eisenlose Endstufe hat ihre Besonderheiten. Weil sie im Prinzip eine Brückenschaltung ist, muß ein symmetrischer Aufbau erfolgen. So ist ein Treiberübertrager mit zwei getrennten Primärwicklungen erforderlich und die doppelte Batteriespannung. Es können jedoch kleinere Batterien verwendet werden, da jeder nur der halbe Betriebsstrom entnommen wird. Betrachtet man den Gesamtwirkungsgrad der Schaltung, so liegt die eisenlose Endstufe wesentlich günstiger als andere Schaltungen.

Bei der Dimensionierung einer eisenlosen Endstufe ist zu beachten, daß die Grenzwerte der Transistoren nicht überschritten werden. Das gilt besonders für die Festlegung von Batteriespannung und Schwingspulenwiderstand des verwendeten Lautsprechers. Berechnungsunterlagen dazu findet man im „Elektronischen Jahrbuch 1965" (Deutscher Militärverlag, Seite 151).

Wie die eisenlose Endstufe des Taschenempfängers „Mikki" aussieht, zeigt die Abbildung.

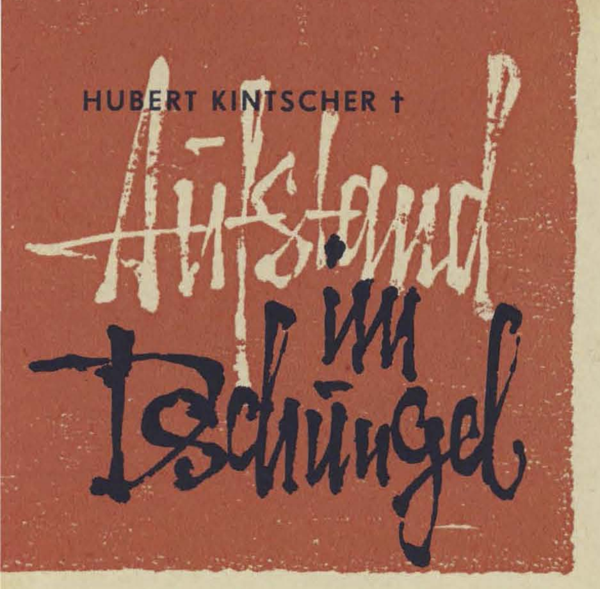


Schaltung der eisenlosen Endstufe des Taschenempfängers „Mikki"

Vom Demodulator gelangt die NF-Spannung an den Lautstärkeregler. Der Transistor GC 100 bildet mit dem Übertrager K 32 die Treiberstufe. Die Ausgangsleistung beträgt etwa 50 mW bei einem Klirrfaktor von K = 10 %.

Ing. Schubert





Das Schiff glitt mit gedrosseltem Schraubenschlag durch den Mangrovendschungel Portugiesisch-Guineas; Stunde auf Stunde. Ich saß auf dem Achterdeck. Eine Markise war dort aufgespannt. Sie schirmte die sengenden Sonnenstrahlen ab. Neben mir reinigten zwei Matrosen ihre Gewehre, und die Beobachter auf der Brücke hielten Ausschau nach Flugzeugen. Es war ein schmaler Wasserarm, durch den wir fuhren, und die Tarnfarbe des Kriegsschiffs bot einen gewissen Schutz vor Überraschungen aus der Luft. Vom Land her drohte kaum Gefahr. Der Wasserarm war einer von aberhunderten, reich an Windungen und zu beiden Seiten vom undurchsichtigen Blätterfilz der Mangroven begrenzt. Eigentlich sind ja diese Bäume nur riesige Büsche, dafür jedoch von einer Üppigkeit, die das Durchkommen zu einer der qualvollsten Aufgaben macht, die man sich nur vorstellen kann. Ein Gestrüpp von zähen Ästen und gekrümmten, vielverzweigten Wurzeln, die sich in den Schlamm und in das Wasser hinabsenken, so daß die Bäume wie auf Stelzen stehen. Das ist die Landschaft an der Küste Portugiesisch-Guineas, am Atlantik. Die andere, den Urwald, sollte ich noch kennenlernen.

Wir waren auf dem Weg zu einem Lager der Befreiungsfront, das sich irgendwo im Urwald der Südprovinz befinden sollte, auf einem Schiff, das die Soldaten der PAIGC („Afrikanische Unabhängigkeitspartei für Portugiesisch-Guinea und die Kapverdischen Inseln") von den Portugiesen erbeutet hatten. Nachdem sie es im Handstreich besetzt und die portugiesischen Matrosen überrumpelt hatten, war das Schiff neu getauft worden. Es trägt jetzt den Namen „3. August 1959". An diesem Tag nämlich organisierte die PAIGC in Bissao einen Streik der Hafenarbeiter. Von den portugiesischen Kolonialsöldnern wurden daraufhin auf dem Pidjiguiti-Kai in der Hauptstadt 50 Streikende erschossen und eine Vielzahl in die Gefängnisse geworfen. Aber dieses Datum ist noch weit mehr als eine mahnende Erinnerung an einen Akt kolonialer Grausamkeit: Die „Partido Africano da Independencia da Guini e Capo Verde" versuchte bis zu diesem Tag ihre demokratischen Forderungen mit friedlichen Mitteln zu erreichen und Portugal auf gütlichem Wege dahinzubringen, die Rechte des guinesischen Volkes zu respektieren. Das erwies sich nun als unmöglich, nicht zuletzt durch die brutale Antwort am 3. August 1959. Der Diktator Salazar verweigerte den afrikanischen Kolonialbewohnern jegliches Mitspracherecht. Und so begann genau zwei Jahre später der bewaffnete Aufstand der „Unzivilisierten"; denn von den fast 600 000 Einwohnern der Kolonie werden aus portugiesischer Sicht nur knapp zehntausend das Prädikat „zivilisiert" zugesprochen. So erschreckend niedrig nämlich ist die Zahl derjenigen, die lesen können – auch ein Ergebnis 500jähriger portugiesischer Kolonialherrschaft.

Ich war der erste Journalist in den befreiten Gebieten des Landes; selbstverständlich ohne Erlaubnis der Regierung in Lissabon, aber mit freundlicher Hilfe der Befreiungsfront.

Die Maschine stoppte. Das Schiff glitt noch ein Stück durchs Wasser und lag dann fest. Die Ebbe begann, und der Bootskörper ruhte im Schlamm. Ich stand erschrocken auf, aber die Pause war einkalkuliert. Erst zur Nacht sollten wir den vereinbarten Treffpunkt erreichen. Sechs Stunden lagen wir in der feuchtheißen Hitze, und die Matrosen gossen Wasser übers Deck. Ich glaube, auf dem heißen Metall hätte man sonst gut Spiegeleier braten können. Zum Mittagessen gab es gekochten Reis und Gemüse, dazu pechschwarzen Kaffee und als Nachtisch einen Korb voll Mangofrüchte, saftig und zuckersüß.

Die Hauptsorge während der Wartezeit blieben die Flugzeuge, deshalb wurden die Beobachter auf der Brücke verstärkt und ein Versteck im Mangrovendickicht vorbereitet. Sieben Kampfflugzeuge waren bis dahin von den Partisanen mit Infanteriewaffen abgeschossen worden. Die Furcht vor den zunächst für unverwundbar gehaltenen Himmelsvögeln ist seitdem verschwunden. Das änderte sich auch nicht mehr, als die Portugiesen Strahljäger einsetzten, amerikanische „Sabre" F-86, mit denen sie systematisch die Dörfer in den befreiten Gebieten zu zerstören begannen und Jagd auf einzelne Bauern machten.

Von den Panzern der Kolonialarmee droht weniger Gefahr. Der Sumpf, der Urwald, die Unwegsamkeit der Landschaft läßt sie zu Protzobjekten der Paraden in Bissao werden. 10 000 Mann hat Portugal schon an den Kais der Hauptstadt ausladen lassen (vergleichsweise leben nur knapp 3000 Europäer hier). Aber die Kolonialarmee ist in die Defensive gedrängt. Stationiert in Bissao und in kleineren Städten, die teilweise aus der Luft versorgt werden müssen, gleichen die ihnen verbliebenen Stützpunkte Inseln im Meer.

Der Kampf der Partisanen begann mit einer

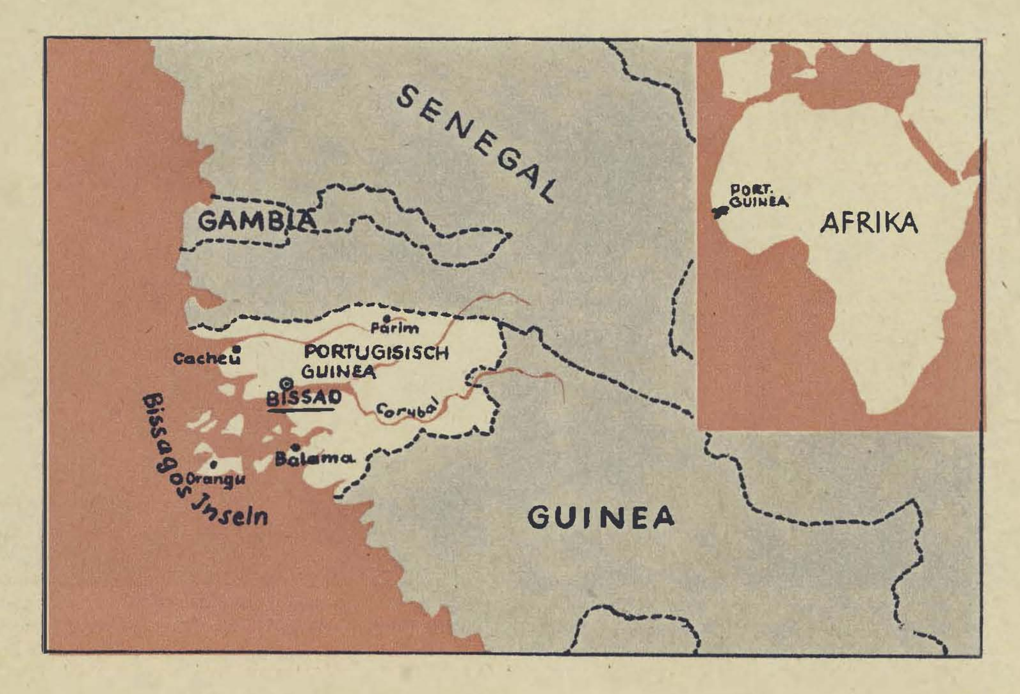
Taktik, die sie den „Krieg auf den Straßen" nannten. Baumsperren wurden errichtet. Brükken zerstört und portugiesische Straftrupps angegriffen. Zu gleicher Zeit wurde unter den Bauern ein Boykott der Steuerabgaben und Zwangsverpflichtungen organisiert. Im Jahre 1961 verweigerten 80 Prozent der Landbewohner die Befehle der Kolonialmacht. Die militärischen Operationen waren so erfolgreich, daß die Armee der PAIGC innerhalb kurzer Zeit die Hälfte des Landes befreite.

Wir hatten das Schiff verlassen und waren umgestiegen. Ein langes Kanu nahm uns auf, und wir fuhren auf dem nächtlichen Fluß. Ein nasser, dunkler Vorhang umgab uns – es hatte zu regnen begonnen. Die Ruderer zogen die Riemen durchs Wasser, und man durfte die Hände nicht hinein halten, wegen der Krokodile. Ich war völlig durchnäßt, als dann endlich am Ufer ein kleines Licht aufblinkte. Wir wurden erwartet, und der Marsch begann.

Fidel, der kleine Jurastudent, wich nicht von meiner Seite und später kam noch Fernando hinzu, der baumlange, hellhäutige Mulatte. Ihre Familiennamen erfuhr ich nicht. Deshalb kenne ich auch den 25 Jahre alten Kompaniechef, der von Beginn an dabei ist und die Befreiung der südlichen Reisprovinz mit leitete, nur schlicht als Nino. Ebenso war es mit Manuel, dem 24jährigen Bauernsohn, der in abendlicher Runde zum Spaß der anderen davon berichtete, wie erschrocken er selbst über die Detonation der ersten Panzerfaust war, die er auf einen vollbesetzten Portugiesen-Jeep abschoß. Wie gehetzt, so erzählte er lachend, sei er damals in den Urwald zurückgesprungen. Jetzt ist er Ninos Stellvertreter und tanzt am besten den Cha-cha-cha. Eigentlich weiß ich nur Luis' Familiennamen. Er, der jüngere Bruder des Generalsekretärs der PAIGC, Amilcar Cabral, begleitete uns, in Halbschuhen und im Straßenanzug, stets eine schmale Aktentasche in der Hand.

Eine Nacht und einen halben Tag lang marschierten wir durch den Urwald, einer hinter dem anderen, in langer Reihe. Unter hohen Bäumen, durch dichtes Gras, über sumpfiges Feld, durch knietiefe Flüsse. Die Moskitos umsummten uns böse, vom Schweiß angelockt. Irgendwo schrie ein Tier, und die Furcht vor den Giftschlangen verlor ich nur allmählich. Die Kompanie zog in ihr Lager. Die Soldaten hatten Maschinenpistolen umgehangen und Gewehre geschultert. Mehrere leichte Maschinengewehre wurden mitgeführt. Die jungen Soldaten, in dschungelgrünen Pluderhosen und Jacken, sind gute und schnelle Läufer. Ihre Armee ist eine Armee in Plastesandalen – weil der Kunststoff im feuchtheißen Klima anschmiegsamer und bequemer ist als Gummi oder Leder. Ich habe fast keine Fahrzeuge gesehen; jegliche Last wird auf dem Kopf getragen. Einen halben Zentner auf dem Kopf zu balancieren, zwanzig oder dreißig Kilometer weit, ist für sie keine besondere Leistung.

Das Lager verbarg sich im Urwald, und ich entdeckte die Hütten erst, als ich davor stand. Sie waren an allen Seiten offen, und nach knapp einer Stunde hatten die Moskitos geschmeckt, daß das Blut eines DDR-Bürgers auch nicht schlechter mundet als guinesisches. Eine Holzpritsche wurde mir zugeteilt, dazu eine geflochtene Matte, und wie jeder Soldat erhielt ich zwei Reisportionen täglich, für den



Zeichnung: Hahn

Besucher auf einem Plasteteller serviert. Ich war beim Frühsport dabei, beim Waffenreinigen und erlebte die Gefechtsausbildung mit. Wir saßen an den Abenden beisammen, und die Soldaten summten ihre Lieder. Ein Feuer durfte nicht entfacht werden, denn jede Nacht kamen die Flugzeuge. Wahllos warfen sie Bomben, mal fern, mal nah. „Heldentaten" einer Zerstörungswut, geboren aus der militärischen Unfähigkeit, die Basen der Befreiungsarmee zu finden.

Ich habe auf dem langen Marsch bis ins Lager einige Dörfer und eine kleine Stadt gesehen. Jedes Haus, jede Hütte ist zerstört, zerbombt, verbrannt. Die Portugiesen werfen Napalmbomben. Nino zeigte mir die großen Behälter-Splitter: amerikanische Produktion. Und er brachte mir sogenannte Camping-Messer oder Puma-Dolche, mit einer 25 Zentimeter langen, auf einer Seite sägeartigen Klinge, die sie gefangenen portugiesischen Soldaten abgenommen hatten: westdeutsche Produktion. Und dann bot er mir eine Zigarette an, Marke „Duett": DDR-Produktion. Geschenke der solidarischen Hilfe unseres Landes, die Konsumgüter, Medikamente und Schulmaterialien umfaßt.

Am Nachmittag des letzten Tages besuchten wir eines der Dörfer im Urwald. Wir liefen einen Pfad entlang, zu beiden Seiten vom dichten Buschwerk wie von grünen Mauern eingefaßt. Im feuchten Halbdunkel des Waldes, von den Blättern wie durch ein Dach beschirmt, leben die Bauern in diesem Zweit-Dorf. Das Versteck verlassen sie nur zur Arbeit auf den Reisfeldern oder zum Fischfang; unter dem Schutz eines Beobachters, der den Himmel nach Flugzeugen absucht. Sie, die Bauern im Urwald, versorgen die Armee mit Nahrungsmitteln. Und die Verbindung zwischen Bauern und Soldaten ist so eng, wie es bei einer Armee des Volkes nicht anders sein kann. Die Soldaten helfen bei der Ernte. Die Bauern sind bewaffnet und werden in die Kampfvorhaben einbezogen.

Ich entdeckte in diesem Dorf eine Einrichtung, so bedeutsam, wie ein Atomreaktor in einer Industriegesellschaft: eine Schule. Fünfundzwanzig Kinder saßen dort unterm Strohdach. Stühle und Bänke hatten ihre Eltern angefertigt. Der gestampfte Fußboden war sauber ausgefegt. Es waren Kinder im Alter von sieben bis fünfzehn Jahren. Sie bildeten eine Klasse; denn keines der Mädchen und Jungen konnte lesen und schreiben, als der Aufstand begann. Ein Junge wurde an die kleine Tafel geschickt und er buchstabierte die Wörter vor. Alle sprachen nach.

In Lissabon ist das selbstgefällige Wort vom „Zivilisations-Kolonialismus" ausgesprochen worden. Es ist eine Lüge. Ich weiß, daß es im Urwald von Portugiesisch-Guinea mehr Zivilisation gibt als in den wenigen Orten der Kolonie, die Portugal noch seinen Besitz nennt.



Lagebesprechung im Urwald Portugiesisch-Guineas. Von links nach rechts: der Autor, Hubert Kintscher; Fidel, der Dolmetscher (halb verdeckt); Nino, der Kompaniechef; Luis Cabral sowie Manuel, der Stellvertreter des Kompaniechefs.

Flammen um „JUMBO“

VON HAUPTMANN GUNTER ROSENBERGER

„Gefreiter Müller! Sofort zum Leiter T und S!“ ruft der Unteroffizier vom Dienst die Treppe hinunter. „Hol's der Kuckuck“, knurrt dieser. „Eben meldest du dich zum Kfz.-Park ab und bist kaum zehn Schritte weg, holt man dich wieder zurück.“ Aber was hilft's? Er macht auf dem Treppenabsatz kehrt und meldet sich im Geschäftszimmer: „Gefreiter Müller zur Stelle.“

Der Leiter für Treib- und Schmierstoffe des Fliegertechnischen Bataillons erwartet ihn bereits.

„Vom Bahnhof wurde eben angerufen. Es sind mehrere Kesselwagen angekommen. Ab neun Uhr müssen Sie Sprit fahren. Holen Sie sich gleich das Fahrtenbuch. Alles klar?“

„Keine Frage mehr, Genosse Hauptmann. Gestatten Sie, daß ich wegtrete?“

Der Offizier nickt mit dem Kopf und widmet sich wieder seinen Treibstoffabrechnungen. Er weiß, dem Gefreiten Müller braucht er nichts zweimal zu sagen.

Gefreiter Müller geht hinüber in den Kfz.-Park, wo unter dem großflächigen, von einer Stahlkonstruktion getragenen Schleppdach sein Tankwagen steht, ein Sattelschlepper vom Typ „KRAS“. Die 4000 Liter fassenden G 5-Tankwagen, die neben dem mächtigen Riesen stehen, sehen fast niedlich aus. Gefreiter Müller muß sich recken, um an die Türklinke des Fahrerhauses zu kommen. Der doppelachsige Auflieger mit dem silbergrau gespritzten, 16 000 Liter fassenden langgestreckten Tank gibt dem Großtankwagen die beachtliche Länge von fast fünfzehn Metern. An den Bordwänden leuchtet in signalroten Lettern das Wort „Feuergefährlich!“. Mit 2,70 Metern Breite ist er ein schöner Brummer. Darum nennen ihn die Kraftfahrer des Bataillons „Jumbo“.

„Technische Runde“ und doppelte Laufzeit

„Kontrolle fertig?“ fragt der Gruppenführer, Feldwebel Grimm.

„Sofort!“ erwidert Gefreiter Müller und blickt prüfend auf den Ölmeßstab. Danach kontrolliert er den Kühlwasserstand und macht gewissenhaft seine „technische Runde“ um das Fahrzeug.

Sie ist ihm schon in Fleisch und Blut übergegangen. Wenn er „fertig“ meldet, dann muß er auch vollends davon überzeugt sein, daß sein Fahrzeug fit ist.

An „Jumbo“ hat der Gefreite schon ganz schön geschindert.

„So ein Fahrzeug braucht Pflege“, sagt er immer, wenn andere ihn fragen, was er denn nun schon wieder mache. Schließlich ist es kein Pappenstiel, mit einem Motor die doppelte Laufzeit zu erreichen, wie er es schaffte. Als Traktorist in der MTS Missen, als Schlosser und nicht zuletzt während seiner fünfjährigen Fahrpraxis beim Verkehrsbau Magdeburg hatte er allerhand gelernt, was ihm jetzt bei der Armee gute Dienste leistet. Den Wagen einfach über die Landstraße dreschen, das kann jeder, der eine Fahrerlaubnis besitzt. Aber Karl-Heinz Müller mag das nicht leiden. Er weiß, welche Komplikationen es geben kann, wenn ein Fahrzeug ausfällt oder nicht intakt ist.

„Zuerst hatte ich ja auch geglaubt, die Armee hat's doch“, verrät er. „Aber auch hier kann man, wie überall, nicht aus dem Vollen schöpfen und nach Belieben ins Ersatzteillager rennen und vom Schirrmeister dies oder jenes verlangen.“

Einmal mußten die hinteren Blattfedern neu aufgerichtet werden. Die Federn des „KRAS“ sind mächtige Pakete. Immerhin lasten auf ihnen, wenn die Tanks voll sind, etwa 36 Tonnen. Aber weit und breit gab es keine Spezialfederschmiede.

„Ich war da mal in einem Magdeburger Betrieb“, erinnerte sich Karl-Heinz. „Die machen so etwas. Ich würde hinfahren und mit dem Betriebsleiter sprechen“, schlug er dem Kompaniechef vor. Dieser war mit dem Vorschlag einverstanden.

Allein machte sich der Kraftfahrer daran, die Federn auszubauen. Er lud sie auf ein Fahrzeug, das sowieso in diese Gegend fuhr, machte die Sache perfekt und brachte die neuaufgerichteten Federn wieder mit.

„Fertig!“ meldet Gefreiter Müller dem Gruppenführer, nachdem er seine „technische Runde“ beendet hat. Letzte Kontrolle bei der Ausfahrt aus dem Kfz.-Park. Keine Beanstandun-

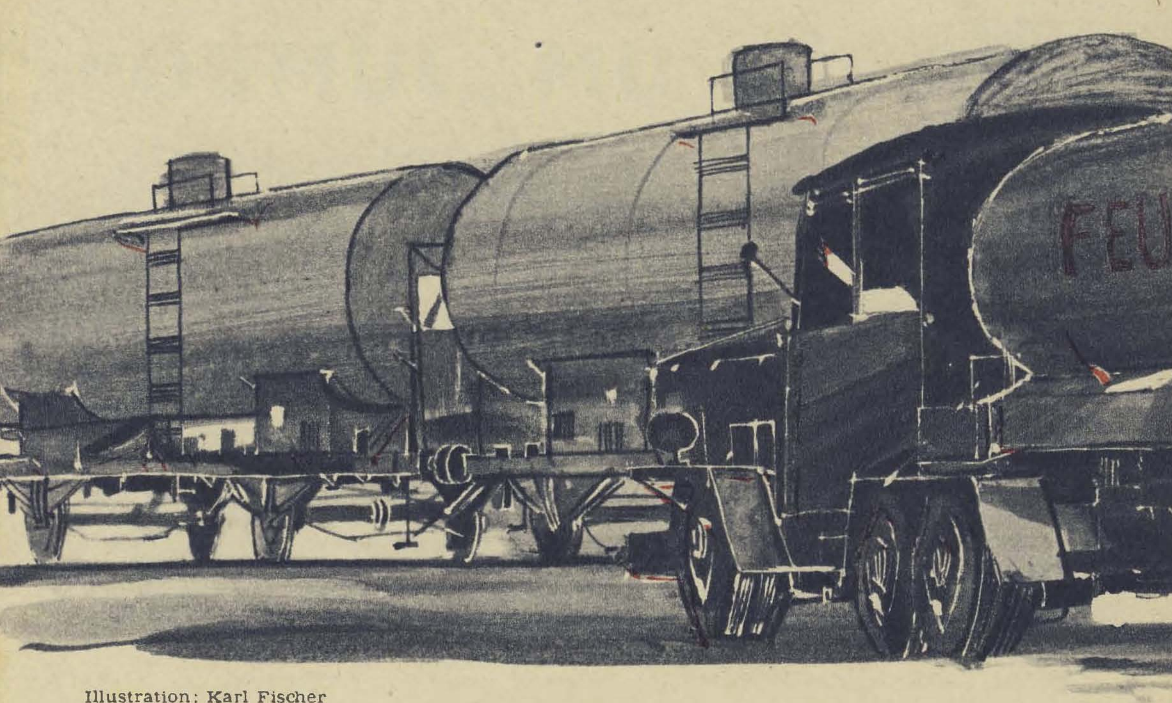


Illustration: Karl Fischer

gen. Hell klingt der hochtourige Sechs-Zylinder-Motor auf, als der Fahrer auf das Gaspedal tritt und mit dem „KRAS“ zum Tor hinausfährt.

„Zum Teufel mit der ruhigen Kugel“

Mit dem Fingerspitzengefühl eines erfahrenen Kraftfahrers umspannt er mit seinen kräftigen Händen das Lenkrad. Unterwegs zum Bahnhof muß er wieder daran denken, wie er seinen „Jumbo“ kennengelernt hatte.

Es war gleich nach der Grundausbildung. Hauptmann Gabriel kam zu ihm und sagte, er sei doch Berufsfahrer. „Ja“, erwiderte er. „Sie könnten bei uns einen Tankwagen fahren.“ Obwohl Karl-Heinz Müller harte Arbeit gewöhnt war, hatte er sich in den Kopf gesetzt, in der Armee eine ruhige Kugel schieben zu wollen und nicht wieder auf dem Bock zu sitzen. Das sagte er dem Hauptmann auch geradeheraus, als wäre er noch beim Verkehrsbau Magdeburg und es ginge um eine zusätzliche Fuhre Kies, die ihm einer aufhalsen wollte.

Er hatte bisher in Schwedt, Schwarze Pumpe, Lübbenau und Vetschau Baumaterial für neue Bahndämme und Straßen gefahren, und nun sollte er Treibstoff für Flugzeuge heranschaffen. Im Grunde wäre ihm das zwar egal, aber er hatte schon bei den „alten Hasen“ ’rumgehorcht. Mit großen Fernfahrten, möglichst weit weg von der Kaserne und aus dem „Machtbereich“ der Vorgesetzten, da war nichts drin. „Solche Rosinen schlagen Sie sich aus dem Kopf“, hatte Hauptmann Gabriel ebenso unverblümt erwidert. Ein Militärkraftfahrer müsse weit mehr können als nur mit einem Fahrzeug über die Landstraßen zu jagen. Aber wenn er den Großtankwagen nicht fahren wolle . . .

Großtankwagen? Da spitzte Karl-Heinz die Ohren. Er auf einem Großtankwagen? Das könnte schon reizen. Seine Bedenken gerieten ins Wanken. „Zum Teufel mit der ruhigen Kugel“, entschloß sich der Flieger. Der „KRAS“ war schon etwas für einen Kraftfahrer wie ihn. Auf der Straße haben seither alle Respekt vor seinem Brummer. Wenn er, wie auch jetzt, durch die Ortschaften fährt, dann zittern die Fußböden und klirren leise die Lampen in den Bauernhäusern an der Straße.

Karl-Heinz Müller konzentriert seinen Blick auf die Straße. Er kennt die Strecke wie seine Jackentasche: Erst der Ortseingang, dann eine Kreuzung, wieder Landstraße, dann das nächste Dorf.

Die engen, holprigen Straßen, die er mit seinem dicken Brummer oft durchfährt, sind mitunter voller Tücken. Da kommt aus einem Gehöft



manchmal unvorsichtig ein Radfahrer und kurbelt quer über die Straße. Aber auf solche „Überraschungen" hat Gefreiter Müller seine Fahrweise im Laufe der Zeit eingestellt. Unfallfrei fahren steht ungeschrieben auf der ersten Seite seines Fahrtenbuches.

Die MiG's brauchen Treibstoff

Am Ortsausgang, wo der Bahnhof liegt, biegt er von der Straße ab, hinüber zu den Gütergleisen. „Junge, heute geht's wieder bis in die Puppen", denkt er, als er die Kesselwagen zählt. „Halte Dich mal ran!" ruft der Güterbahnhofsvorsteher. Karl-Heinz kennt das schon. Die Waggons sollen in der Nacht wieder abgeholt werden, sonst kostet es Standgeld. „Keine Bange, die Kesselwagen sind bald leergepumpt", ruft Karl-Heinz zurück.

Langsam fährt er an den ersten Kesselwagen heran, stellt den Motor ab, geht nach hinten zum Pumpenraum und öffnet die beiden Flügeltüren am Heck des Fahrzeuges. Mit geübtem Griff schließt er den Verbindungsschlauch zwischen Kesselwagen und Tank an, öffnet die Ventile und schaltet den Arbeitsmotor ein. Dann legt er den Schalthebel nach unten. Eingekuppelt. Die Pumpe beginnt zu arbeiten.

Mehrmals fährt Gefreiter Müller an diesem Vormittag hin und her. Wer ihn hinter dem Lenkrad sieht, der weiß, daß Karl-Heinz Müller mit „Jumbo" ein Herz und eine Seele ist. Er ist stolz darauf, daß er ein Fahrzeug unter den Händen hat, wie es kein zweites im Bataillon gibt. Und er kennt auch die Verantwortung, die er mit dem Fahrzeug übernommen hat. Es macht ihm jetzt schon nichts mehr aus, wenn er auf manchen Sonntag oder Ausgang verzichten muß. Auch wenn ihn der UvD nachts aus dem Bett holt — Karl-Heinz steht auf, geht ohne zu murren in den Kfz.-Park und fährt Treibstoff, soviel und so oft es von ihm verlangt wird.

Die Flugzeuge brauchen Treibstoff, und nicht wenig. Er schafft ihn mit heran. Wenn dann die MiG's mit donnerndem Getöse über die Startbahn jagen und die Triebwerke den Treibstoff in ihren unersättlichen Schlund reißen, dann ist Gefreiter Müller auf der Landstraße unterwegs, um für sie Nachschub zu holen.

Zum sechsten Mal kommt Karl-Heinz Müller heute nun schon zum Bahnhof. Erneut schluckt „Jumbo" den Treibstoff in seine großen Tanks. Der Kraftfahrer steht, wie gewohnt, im Pumpenraum etwas seitwärts vom Motor. Er wirft einen Blick auf die Manometer. Alles stimmt. Der Motor arbeitet im rhythmischen Takt. Noch zehn Minuten, dann sind die beiden Tanks wieder gefüllt. ▶

Karl-Heinz beugt sich über den Kühler, um nachzusehen, ob auch dort alles intakt ist. Doch plötzlich zuckt er wie unter einem Hammerschlag zusammen. Für den Bruchteil einer Sekunde erstarrt ihm das Blut in den Adern. Am Motor züngelt eine Flamme hoch. Klein zwar noch, aber sie frißt sich zusehends weiter. Menschenskind! Das wäre mein Letztes, wenn „Jumbo" jetzt hochgeht! Und nebenan die Kesselwagen! Der ganze Bahnhof würde von der Explosion erfaßt! Eine Katastrophe! Karl-Heinz jagen die verschiedensten Gedanken durch den Kopf. Wie konnte das nur passieren? Vom Vergaser? Oder tropfte von einer undichten Kraftstoffleitung Sprit auf den heißgewordenen Auspuff?

Zweikampf mit den Flammen

Zum Überlegen ist jetzt keine Zeit. Karl-Heinz springt aus dem Pumpenraum und reißt den Zündschlüssel heraus. Schon steht der Pumpenmotor in hellen Flammen. Den Verbindungsschlauch vom Kesselwagen trennen, jagt es dem Gefreiten durch den Kopf. Er rennt sofort hin und löst die Verbindung. Blitzschnell dreht er dann die Ventile am Tankbehälter zu und reißt die an der äußeren Bordwand angebrachten Griffe der Ringlöschanlage heraus. Aus den Düsenöffnungen der Rohrleitungen, die rings um die Decke des Pumpenraumes verlaufen, sprüht das Speziallöschmittel. Die sprühende Glocke über dem Motor drückt das Feuer nieder, aber sie löscht es nicht. Bald ist die Löschanlage versiegt, die Flamme schlägt von neuem hoch. Die Treibstoffschläuche beginnen bereits zu schwelen, sie verbreiten einen fürchterlichen Gestank. Dicke Qualmwolken wälzen sich aus dem Pumpenraum.

Wird er allein Herr der Lage werden? Eine Explosion droht. Das Unheil wäre nicht auszudenken. An sich selbst kann Karl-Heinz Müller in diesen gefahrvollen Sekunden nicht denken. Aber drüben, im Bahnhofsgebäude und auf dem Bahnhofsgelände sind überall Menschen. Ihr Leben ist in Gefahr! Sie muß er vor allem retten, sie, den Bahnhof und nicht zuletzt seinen „Jumbo".

Der Gefreite rennt an die Längsseite des Fahrzeugs und klettert flink wie ein Wiesel die Steigleiter an der Bordwand hoch. Er öffnet den Tankdeckel, um im Tank gefährliche Gasbildung zu verhindern. Ebenso schnell ist er dann wieder unten, reißt die Handfeuerlöscher aus der Halterung und hält deren Strahl in die Flammen. Abwechselnd übersprüht er die Rohrleitungen und die Rückwand des Pumpenraumes, um sie abzukühlen.

Ein Feuerlöscher nach dem anderen geht drauf. Es scheint, als müsse der Gefreite den Flammen unterliegen. Der letzte Löscher ist schon leer, im hohen Bogen wirft er ihn zur Seite. Was kann er jetzt noch tun? Er sieht sich eine Sekunde ratlos um. Keine Hilfe! Verdammt, auch zu seinen Füßen brennt es schon. Mit Sand erstickt er die an die Kesselwagen herandrängenden Flammen.

Weg von den Gleisen, ist sein nächster Gedanke. Er schwingt sich in das Fahrerhaus. Kupplung treten, Gang rein und Vollgas!

„Jumbo" macht unwillig einen Satz nach vorn. Karl-Heinz tritt scharf auf das Bremspedal. Erneut greift er den Spaten und wirft Sand auf die bereits glühenden Bleche des Pumpenraumes. „Verflucht! Sieht denn keiner, was hier los ist?" zischt er zwischen den Zähnen hervor. Er weiß nicht, daß in dieser Minute schon zwei Feuerlöschzüge der Einheit mit Blaulicht über die Landstraße in Richtung Bahnhof rasen. Der Bahnhofsvorsteher hatte den Kommandeur angerufen. Doch kommen sie noch rechtzeitig? Endlich kommen Arbeiter der Bäuerlichen Handelsgenossenschaft, die auf dem Bahnhof zu tun haben, im Laufschritt herbeigeeilt. Rauch und Flammen hatten auch sie alarmiert. Gefreiter Müller reißt ihnen die Feuerlöscher, die sie von ihren Traktoren mitbrachten, aus den Händen und hält deren Strahl auf die Flammen. Die Arbeiter gehen sofort in Deckung, das einzig Richtige, was sie in dieser Situation tun können, um nicht unnötig Menschenleben zu gefährden. In wenigen Minuten, noch bevor die Feuerlöschzüge eintreffen, hat der Gefreite die Flammen erstickt. Es ist geschafft. Die drohende Explosion ist verhindert.

Schweiß perlt über das qualm- und schmutzverschmierte Gesicht des Gefreiten. Seine Augen sind rot entzündet.

„Hast du ein Massel gehabt", sagen die Traktoristen.

„Ihr seid gerade noch im rechten Augenblick gekommen", antwortet Gefreiter Müller mit dankbarem Blick. Erst jetzt wird ihm richtig bewußt, welche große Gefahr er mit ihrer Hilfe abgewendet hat.

Aber was wird der Kommandeur sagen, wenn er den Pumpenraum des Wagens sieht? Wird er ihn bestrafen, weil er vielleicht irgendetwas verkehrt gemacht hatte? Er ist sich eigentlich keiner Schuld bewußt. Er hatte seine „technische Runde" gewissenhaft durchgeführt, und die Ausfahrtkontrolle erfolgte auch gründlich. Aber dennoch frißt sich dieser zweifelnde Gedanke in ihm fest, während er mit einem der Feuerlöschzüge zurück zur Dienststelle fährt.

Sofort meldet Karl-Heinz Müller dem Kommandeur, was sich ereignet hat. Der setzt unverzüglich eine Kommission ein, die nach den Ursachen des Brandes forscht. Ergebnis: Ein Defekt am Vergaser des Pumpenmotors, der während der Fahrt entstanden sein muß. Erleichtert atmet Gefreiter Müller auf.

Am nächsten Tag lobt der Kommandeur vor dem angetretenen Bataillon das umsichtige und mutige Handeln des Tankwagenfahrers. „Gefreiter Müller hat dadurch eine Katastrophe verhindert und das wertvolle Fahrzeug gerettet", sagt er und überreicht dem Gefreiten eine Geldprämie.

Nach kurzer Zeit hat Karl-Heinz Müller seinen „KRAS" wieder flottgemacht. Erneut fährt er die alte Strecke zwischen Tanklager und Bahnhof. Seine brenzlige Geschichte mit „Jumbo" aber geht in den Einheiten von Mund zu Mund.



BUNTE PLATTE

Illustrationen: Horst Bartsch

*Neben einer Kaserne in Stockholm lockt ein Schild: „Soldaten! Besucht meine Milchbar! 500 Personen fassend!"
Und ganz klein ist darunter geschrieben: „Einer nach dem anderen!"*



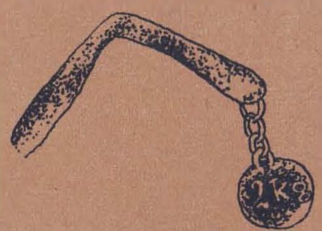
Das japanische „Militärschach", ein hundert Jahre altes Spiel, wurde jetzt modernisiert. Zu den traditionellen Figuren: Generäle, Oberste, Hauptleute, Leutnants und Gefreite traten drei neue hinzu: Atombombe, Spion und Militärpolizei.



*Der Matrose fragte sein Mädchen: „Hast du wirklich noch niemals einen Seemann als Freund gehabt?"
„Nein, wirklich, noch nie!" schwor sie.
„Prima!" freute er sich. „Und wo treffen wir uns morgen abend?"
„An der Steuerbordseite von Kai drei, wenn es vier Glas geschlagen hat!"*



Die alten australischen Krieger bedienten sich noch des Bumerangs. Eines Tages erhielt einer einen neuen. Er wurde wahnsinnig – denn es gelang ihm nicht, den alten wegzuwerfen.



Als Soldat hatte Joe in Paris die reizende Nicole kennengelernt. Nachdem er seinen Dienst beendet hatte, kehrte er in die Staaten zurück und ließ das Mädchen nachkommen. Am Hafen

von New York empfing er sie. Er hatte die Arme voll Blumen, und neben ihm stand noch ein ganzer Korb Rosen.
„Oh, Liebling!" jauchzte die kleine Nicole, „du bist aber ein toller Verschwender!"
„Sorry, Darling", meinte da etwas unwillig Joe. „Mache nur keine Geschichten, und ziehe schnell deinen Mantel aus! In einer halben Stunde muß ich das Zeug verkauft haben . . ."



Zwei Soldaten fahren in ihre Carnison zurück. Sie haben entsprechend Abschied gefeiert. „Du", fragt plötzlich der eine, „kannst du mir sagen: ist das da draußen eigentlich der Mond oder die Sonne?"
„Kann ich nicht", wehrte der zweite ab, „ich fahre die Strecke heute das erste Mal . . ."



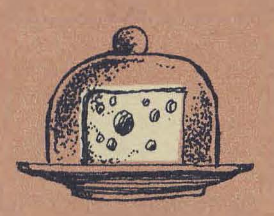
Frühmorgens klopfte ein Sergeant an die Tür der Nervenheilanstalt in Waycross (Georgia) und fragte den Portier, ob ein männlicher Patient entflohen sei.
„Weshalb fragen Sie?" stutzte der Türhüter.
„Weil", zögerte der Sergeant, „weil gestern abend einer meine Frau entführt hat . . ."



Ein englischer Kolonialoffizier aus Ceylon beabsichtigte ein frisches Bad zu nehmen. Er fragte einen Eingeborenen nach einer Stelle, die frei von Krokodilen ist. Der Angeredete begleitete den Offizier an einen Ort in der Nähe der Mündung eines Flusses. Ohne lange zu überlegen, entkleidete sich jener und erfreute sich des Genusses eines Bades. Als er wieder ans Ufer trat, fragte er, wie es komme, daß sich an dieser Stelle keine Krokodile befänden. Der Ceylonese antwortete ganz unbefangen: „Krokodil fürchtet sich vor Haifisch — zuviel Haifisch hier."



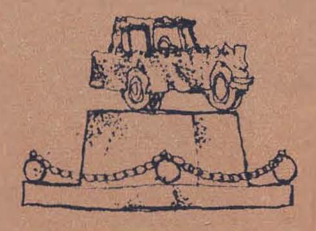
Sergeant Brown bestellte sich als Nachtisch einen Käse. Er kostete — roch — dann rief er den Kellner: „Hören Sie — der Käse riecht ja überhaupt nicht nach Käse!"
„Nun", meinte der Ober ohne mit der Wimper zu zucken, „geben Sie ihm vielleicht eine Chance, und nehmen Sie Ihre Füße vom Tisch!"



In einer reizvollen landschaftlichen Gegend der Schweiz ließ sich ein pensionierter Offizier nieder. Daraufhin ließ der Gemeinderat an einigen Stellen der Landstraße Warnschilder aufstellen. Darauf hieß es: „Achtung! Autofahrer fahrt vorsichtig! Wildwechsel und wandernde alte Offiziere . . .!"



Gedenkstein an einer Straßenkreuzung: „Sergeant Edward Thurber glaubte hier die Vorfahrt zu haben. Er gab nicht nach, denn er fühlte sich im Recht. Er war im Recht. Gott sei seiner Seele gnädig."



Als keiner der Soldaten etwas über die Bedeutung der französischen Landesfarben aussagen konnte, erklärte Corporal Paul Rymond in Lyon: „Das Rot in unserer Fahne ist die Farbe der Liebe — das Weiß die Farbe der Unschuld — und wenn das Blau grün wäre — die Farbe der Hoffnung!"

Das ist keine neue Skatvariante. Drei-Stern rot wird geschossen, als Signal – und aus der Hand, weil es ein reaktives Signalmittel ist. Es gehört zu den jüngsten Kindern der modernen Pyrotechnik. Diese wiederum wird als die Kunst der Feuerwerkerei bezeichnet, umfaßt die Herstellung aller Arten Feuerwerkskörper und hat somit nicht nur zu Silvester Bedeutung.

Mit dieser Kenntnis ausgerüstet, besuchten wir den VEB Pyrotechnik, um das Geheimnis der roten, grünen und gelben Sterne zu lüften. Zwar wurden wir nicht gerade mit einem Feuerwerk begrüßt, aber doch freundschaftlich. Der Genosse Betriebsleiter persönlich nahm sich unser an. Das machte Mut, und so teilten wir gleich unser Begehren mit.

„Bevor wir den Rundgang beginnen, erlaubt mir einen Hinweis", begann er seine Fremdenführerrede. „Wir befassen uns hier nicht mit Scherzartikeln à la Knallbonbons und sonstiger Pupserei. Wir sind dabei, die Leuchtpistole zu verdrängen. Sie hat ein halbes Jahrhundert gedient, heute genügen ihre Leistungen nicht mehr.

Natürlich werden auch ab und an Feuerwerkskörper der bekannten Art erzeugt, von alten erfahrenen Mixern, die dann ihr Werk bei Großveranstaltungen vorführen. In Berlin und in Moskau zu den Weltfestspielen waren sie dabei, in Kairo und Bagdad schossen sie.

Die reaktiven Handsignale 30 mm werden als ein- oder mehrsternig, als Rauchspur- und Blitzknallsignale hergestellt. Auf dieser Station werden die Sterne in die Hülsen aus Kunststoff gesetzt.

Hauptsächlich aber, – doch seht es euch lieber an."

Mit gespannter Erwartung ging es in die Produktionsstätten. Zunächst fielen uns ganze Stapel roh gegossener Granatkörper und Flügelschäfte auf. „Was hat das mit Leuchtmitteln zu tun?"

„Das sind keine Wurfgranaten im üblichen Sinne", erklärte unser Führer. „Hier, in der mechanischen Abteilung, an den Dreh- und Fräsmaschinen und Bohrwerken bearbeiten wir die Körper für die flächenstabilisierte Fallschirm-Leuchtwurfgranate 82 mm (FLWGr 82), die aus dem Granatwerfer verschossen wird. Deshalb auch diese Form. Neben diesem Geschoß wird noch ein Fallschirmleuchtgeschoß hergestellt, das als Pulverrakete ausgelegt ist."

„Donnerwetter, das ist auch Pyrotechnik?"

„Nicht direkt, aber es gehört dazu. In dieser Abteilung werden alle mechanischen Arbeiten ausgeführt. Drüben", und er wies mit der Hand auf eine Reihe gleichmäßig aufgeschütteter Erdhügel, „drüben, in der Satzmacherei, ist die eigentliche Pyrotechnik zu Hause."

Die Erdhügel entpuppten sich beim Näherkommen als solide Schutzbauten. In bestimmten Abständen errichtet, die verglaste Frontseite immer auf die Erdschüttung des „Vordermannes" gerichtet, bilden sie eine Taktstraße besonderer Art.

„Das gehört zur Sicherheit", sagte unser Begleiter. „Und auch das." Mit diesen Worten übergab er dem Feuerwehrmann am Eingang Zigarren und Streichhölzer. Wir eiferten ihm selbstverständlich nach.

„Unsere Satzmacherei ist die wichtigste Abteilung. Hier werden die Chemikalien zubereitet, gemischt, dosiert und gepreßt."

„Ein Satz, keiner wie wir ihn als Journalisten gebrauchen, sondern ein pyrotechnischer – was versteht man darunter?"

„Das ist ein Fachausdruck. Jeder Satz besteht aus dem Oxydationsmittel, dem Brennstoff und bestimmten Zusätzen. Das sind entweder Metallzusätze zur Verstärkung der Effekte oder Phlegmatisatoren, um die Brennzeit zu beeinflussen."

„Nun interessiert aber noch, wie die schönen Farben zustande kommen?"

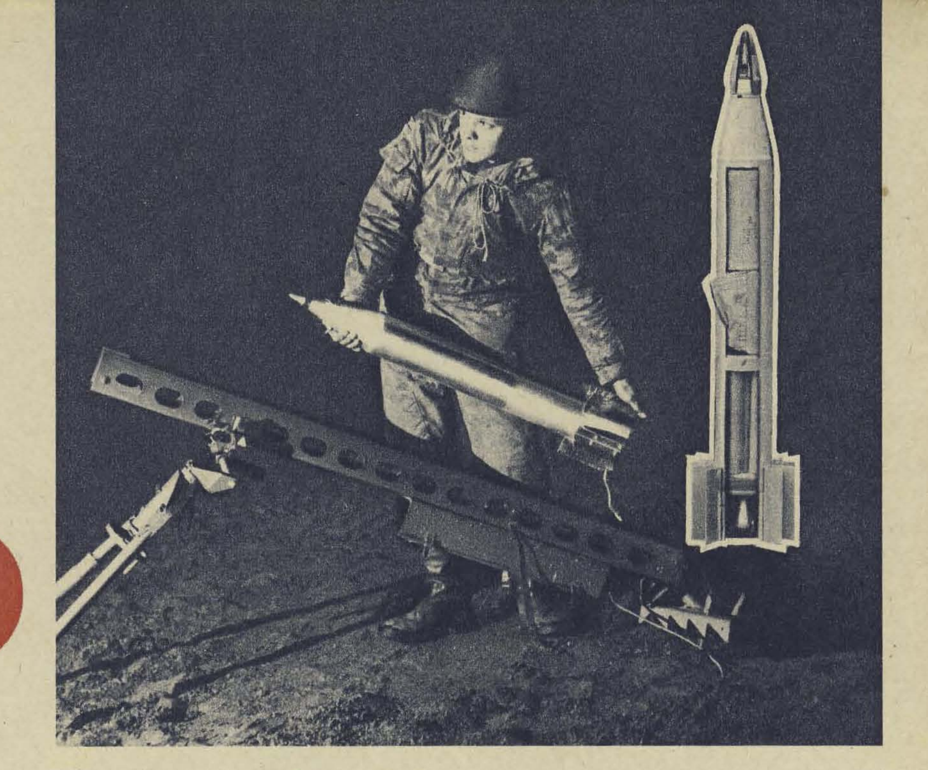
„Die Farben werden durch Salze beeinflußt. Rot erhält man durch Strontiumnitrat, Grün durch Bariumnitrat, Gelb durch Natriumnitrat. Das sind brennbare Farben, die meist mit Magnesium oder Alu-Pulver vermischt werden. Rauchkörper enthalten organische Farbstoffe. Leider haben sie solch eine Intensität, daß unsere in dieser Abteilung arbeitenden Frauen ständig die Haar- und Gesichtsfarbe wechseln."

Die einzelnen Teile eines Signal- oder Leuchtmittels gehen von Hand zu Hand, von Bun-



FLWGr 82 – Beleuchtungsmittel für größere Geländeabschnitte. Kaliber 82 mm; Masse 3,9 kg; Brennzeit 60 sek; Ausstoßentfernungen 850, 1200, 1650 m. Der Abschuß erfolgt mittels Granatwerfer.

Drei-Stern rot AUS DER HAND



Moderne Gefechtsfeldbeleuchtung durch Pulverraketen. Das Fallschirmleuchtgeschoß wird von einer transportablen Rampe gestartet.

Das 40 mm-Fallschirmhandsignal wie auch das 30 mm-Signal werden ohne Abschußvorrichtung aus der Hand abgeschossen. Durch den Abreißmechanismus wird der Treibsatz entzündet, der den Fallschirm mit Signalstern in die Höhe treibt. Brenndauer: 50 sek.



ker zu Bunker – über 22 bzw. 25 Stationen, ehe sie zum Ganzen zusammengefügt sind. Auf einigen Stationen in Handarbeit, auf anderen maschinell. Niemand sieht am Schluß dem weißen Polystyrolröhrchen an, wieviel in ihm steckt, wieviel Arbeit, wieviel Material.

Viel Erfahrung, Handfertigkeit und Verantwortungsgefühl gehören neben der fachlichen Qualifikation dazu, damit die Leucht-, Blitzknall- oder Rauchsignale in der verlangten Güte an den Mann kommen.

Apropos Güte. Dafür sorgen die Kollegen in der TKO (Technische Kontrolle und Organisation). Alle Grundstoffe passieren diese „Wache", bevor sie in die Produktion gelangen.

„Einige der jungen Ingenieure sind Reservisten", bemerkt der Werkleiter. „Sie wissen, daß unsere Produkte – ob Seenotrettungsmittel und Leinenwurfgeräte, Hand- und Fallschirmleuchtsignale oder die Leuchtgeschosse – von guter Qualität und technisch einwandfrei sein müssen."

Die Bestätigung für diese Worte fanden wir kurz darauf bei einer Übung. Weder Drei-Stern rot noch das Fallschirmleuchtgeschoß oder andere pyrotechnische Mittel ließen die Soldaten im Stich. Die alte Leuchtpistole kann also ruhig den Platz für ihre modernen Nachfolger freimachen. **Oberstleutnant K. Erhart**





Ehe – rein privat?

Die Liebe,
welch lieblicher Dunst;
doch in der Ehe,
da steckt die Kunst.

Goldene Worte. Theodor Storm wußte schon, worauf's ankommt. Trotzdem scheint es mir immer noch leichter, die hohe Kunst der Ehe zu besingen, als sie im wechselhaften Auf und Ab des Alltags zu meistern. Obzwar sich der „Große Brockhaus" (1930) seitenlang über die in Kreuzworträtseln so oft gefragte Lebensgemeinschaft mit drei Buchstaben ausläßt — eine (Ehe)-Kunst-Akademie hat auch er nicht zu bieten. Es sei denn, man nimmt seine auf die Förderung des Eheglücks gemünzten Ratschläge ernst: „Man darf den ersten Heiratsantrag nicht unter einem Dach ausplaudern, muß achtgeben, daß einem keine Fledermaus ins Haar gerät, darf keine Spinne töten, muß gegen Katzen freundlich sein usw." Doch ist, was hier als Volksglaube offeriert wird, eher eine Volksverdummung und hilft uns nicht weiter.

Eins dürfte, wie Professor Dr. Rudolf Neubert sagt, klar sein: „Mit der Eheschließung sind nicht alle Klippen überwunden, alle Fragen gelöst. Es ist durchaus nicht so, wie es in manchen Filmen gezeigt wird, daß der Himmel offensteht, wenn die beiden sich ‚gekriegt' haben. Ehe ist eine Aufgabe — eine individuelle und auch eine gesellschaftliche."

Letzteres will mancher allerdings nicht wahrhaben. „Meine Ehe ist meine Privatsache und geht keinen Dritten etwas an", sträubt sich Kanonier Klaus Zeim, 24. „Genauso wie es meine Angelegenheit, höchstens noch die meiner Frau ist, wenn ich irgend etwas ausfresse", assistiert ihm Kanonier Udo Böttcher, 27. „Eine Ehe ist zwischen zwei Partnern geschlossen worden, also müssen sie mit eventuellen Schwierigkeiten auch allein fertig werden", meint Monika Fuchs, 22, Friseuse. Und mit deutlich aggressivem Unterton erklärt Flieger Horst Töde, 22, verheiratet: „Wie ich lebe und wie ich folglich das Verhältnis zu meiner Frau gestalte, muß schon mir selbst überlassen bleiben. Soll denn die Ehe kollektiviert werden?" Sicher nicht. Aber schließlich wird sie ja, wie Petra Giese, 25, Gärtnerin, treffend bemerkt, „nicht hinter verschlossenen Türen gelebt". „Eine Ehe, rein privat sozusagen, ist weder hier noch sonstwo denkbar", kommentiert Soldat Dieter Strobel, 28, verheiratet.

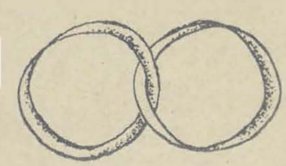
Die Ansicht, daß die Ehe eine ausgesprochene Privatangelegenheit sei, läßt zum Beispiel auch unberücksichtigt, daß — um mit Justizminister Dr. Hilde Benjamin zu sprechen — „jede Familie in einer bestimmten Gesellschaftsordnung lebt und ihr Schicksal weitgehend von deren Charakter bestimmt wird. Ist es etwa ohne Einfluß auf die Familie, wenn die DDR in den zurückliegenden Jahren eine umfassende Schwangeren- und Mütterfürsorge aufbaute, während der westdeutsche Staat auf diesem Gebiet kaum etwas tat? Die Friedenspolitik unserer Regierung, die gleichberechtigte Stellung der Frau und die umfassenden Bildungsmöglichkeiten für alle Bürger schaffen in immer größerem Maße wichtige Voraussetzungen für feste, harmonische, dauerhafte und glückliche Beziehungen in jeder Familie."

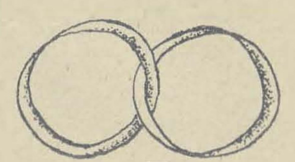
„Was aber, wenn es nun doch mal kriselt in der Ehe?", wirft Stabsgefreiter Hansjürgen Wolf, 20, ledig, ein. Und Obermatrose Rüdiger Siebert, 23, verlobt, setzt hinzu: „Soll man sich, sofern man davon weiß, einmischen oder nicht?"

Zwei interessante Fragen.

Unteroffizier Jürgen Kreft, 21, ledig, antwortet mit einem kategorischen Nein, „weil man sich aus solchen Konflikten am besten raushält". Gabriele Putschmann, 17, Schriftsetzerlehrling, tut's ihm gleich, während Matrose Bert Knaack, 21, verlobt, „auf die Mitverantwortung" pocht, „die jeder seinen Mitmenschen, besonders aber guten Freunden und Genossen gegenüber hat". „Sich in solchen Fällen nicht verantwortlich fühlen, hieße mitschuldig werden", urteilt Soldat Jürgen Halkasch, 22, verlobt. Unterfeldwebel Hermann Speer, 25, ledig, schließt daraus: „Um den richtigen Standpunkt zu finden, ist eben manchmal die Hilfe anderer Genossen nötig."

Auch Oberleutnant Götz Goldammer, 25, verheiratet, ist der Auffassung, daß Eheschwierigkeiten „durch die Mithilfe anderer überwunden werden können. Mit erfahrenen Genossen, ein gutes Vertrauensverhältnis vorausgesetzt,





würde ich mich offen über meine Sorgen aussprechen und mich von ihnen beraten lassen." Ebenso täte es Unteroffizier Peter Fränzschky, 26, verheiratet.

Brigitte Rebhahn, 31, ist Leiterin des Standesamtes in Wolfen. Aus eigener Kenntnis der Dinge gibt sie zu bedenken, daß „die Ursachen für eine Ehekrise nur sehr selten im alleinigen Verhalten beider Partner zueinander zu suchen sind. Oft ergeben sich bestimmte Konflikte aus ganz bestimmten Umweltbedingungen. Das heißt, es ist oft rein von der Sache her kaum möglich, daß das junge Paar ohne fremdes Zutun mit sich und seinen Sorgen ins Reine kommt. Sicher kann in manchen Fällen schon der Einzelne helfen, vielfach aber wirklich nur ein dem Ehepaar vertrauter Kreis von Menschen, das Arbeitskollektiv etwa, die Vorgesetzten, die Freunde, Genossen, Kameraden."

Ich weiß von mehreren Situationen, in denen es recht brenzlich nach Ehekrach, schweren Zerwürfnissen oder gar Scheidung roch. Eine, den Wachtmeister Jürgen Skripzyk, 24, betreffend, sei mit seiner Erlaubnis hier kurz wiedergegeben.

Jürgen hatte seine jetzige Frau während eines Ernteeinsatzes im Norden der Republik kennengelernt. Sie heirateten und freuten sich ihres jungen Eheglücks. Doch nach kurzer Zeit mußte Jürgen wieder an seinen weit entfernten Dienstort zurück. Die Jungvermählten sahen sich selten, und es gab die ersten kleinen Konflikte, die sich bald zu größeren auswuchsen und letztlich den Gedanken an Scheidung nährten. Kurios vielleicht, aber es war weder Jürgen noch seine Frau, sondern die besorgte Schwiegermutter, die sich an den Truppenteil wandte. Nach einer klärenden Unterhaltung war zunächst alles „in Butter", wie Jürgen es nennt. „Doch kurze Zeit später gab's wieder Krach", erzählt er. „Wieder sprang mein Batteriechef in die Bresche. Einen langen Abend

und eine halbe Nacht haben wir zusammengesessen und uns kameradschaftlich ausgesprochen. Damals, als die Schwiegermutter die Dienststelle mobil machte, war ich noch skeptisch gewesen, dachte, was können die dir schon helfen. Heute, da meine Ehe wieder in geordneten Bahnen läuft, ich mich mit meiner Frau gut verstehe und wir nächstens ein Baby erwarten, weiß ich, daß ich ohne die Hilfe meiner Vorgesetzten und Genossen gescheitert wäre." „Du wirst im Ehstand viel erfahren, was Dir ein halbes Räthsel war", schrieb Mozart einst an seine Schwester Nannerl, warnte sie aber zugleich: „Der Ehstand bring zwar viele Freuden, allein auch Kummer bringet er." Mitunter jedenfalls. Und weshalb sollte es da nicht gestattet sein, Rat und Hilfe zu suchen oder auch Rat und Hilfe anzubieten? „Wenn dadurch meine Ehe zu retten wäre, wäre ich sogar dankbar dafür", gesteht Barbara Groth, 21, Näherin. „Natürlich", ergänzt sie, „würde ich mir die Leute genau ansehen, die mir helfen wollen." Wer täte das nicht? Denn schließlich ist die eigene Ehe „kein Bilderbuch für andere" wie Matrose Fritz Gebhardt, 19, verlobt, hervorhebt, und wenn man schon jemand anderen in persönlichen, teils sogar intimen Problemen konsultiert, so nur, wenn man volles, uneingeschränktes Vertrauen zu ihm hat und selbstverständlich auch seiner Diskretion sicher ist.

Deshalb gilt, was Oberstleutnant Reinhold Bindig, 34, verheiratet, sagt: „Grundsätzlich sollte man sich nie mit der Tür ins Haus fallend einmischen, wenn das Wort ‚einmischen' für ein vertrauensvolles Gespräch überhaupt Geltung hat. Wenn es in einer Ehe kriselt, sollte man zuallererst versuchen, sie zu erhalten. Dort, wo man jedoch offensichtlich nur etwas zusammenkitten würde, was keine Aussicht auf Bestand mehr hat, ist ein klarer Schlußstrich besser. Vielfach brauchte es allerdings gar nicht erst zur Zerrüttung mancher Ehe kommen, wenn die richtige Prophylaxe dagewesen wäre. Gerade als Vorgesetzter kann man in mancher Hinsicht vorbeugend wirken. Ich meine damit ganz einfache Dinge — daß man sich darum kümmert, wie die Soldaten leben, sich für ihre häuslichen Verhältnisse interessiert, sich erkundigt, wie es der Familie geht, ob es vielleicht Sorgen mit den Kindern gibt, mit der Frau, mit Wohnungssachen, Kindergarten usw. Das ist natürlich eine Menge Arbeit. Ich sage ganz ehrlich: Auch in meinem Truppenteil ist da noch nicht alles zum Besten geregelt. Trotzdem konnten wir durch unsere Einflußnahme schon manchen ‚Eheschaden' oder gar das Schlimmste — den völligen Bruch — verhindern."

Vorbeugen ist besser als heilen. Unter diesem Gesichtspunkt haben wir — und damit meine ich sowohl die Vorgesetzten und die FDJ-Organisationen wie den einzelnen Genossen und sein militärisches Kollektiv — in allererster Linie die gesellschaftliche Verantwortung gegenüber Ehe und Familie zu sehen, einmal, was die Vorbereitung auf die Ehe, zum anderen, was die Gestaltung des Familienlebens betrifft. Es geht also vorwiegend um die allgemeine Erziehung, in der sicher auch die von dem Gefreiten Walter Krütz, 22, ledig, vorgeschlagenen „Vorträge, Foren und Aussprachen mit Ärzten, Psychologen, Juristen und Pädagogen", vielleicht von der FDJ organisiert, wertvolle Anregungen geben und zu guten Verhaltensweisen in Ehefragen führen können.

Wenngleich Flieger Lutz Brenner, 19, ledig, den Verdacht äußert, wir wollten die Ehe „unter allgemeine Kontrolle" stellen, ist das keineswegs so. „Im Gegenteil", faßt Minister Dr. Hilde Benjamin zusammen, „es ist das Anliegen der Ehe- und Familienförderung, die Menschen zu befähigen, ihre Familienangelegenheiten in voller Verantwortung selbst zu regeln. Selbstverständlich gibt es viele Bereiche der Familie, wie die Gefühlsbeziehungen zwischen Mann und Frau, bei denen ein Einfluß von außen kaum möglich und auch nicht beabsichtigt ist, weil er die Menschen in ihrer persönlichen Würde und in ihrer Persönlichkeit verletzen würde. Aber kann sich die Gesellschaft passiv verhalten, wenn eine Ehe zu zerbrechen droht? Kann sich das Kollektiv einer Armeeeinheit gleichgültig verhalten, wenn ein verheirateter Genosse Beziehungen zu einer anderen Frau anknüpft? Die Frage stellen, heißt sie verneinen. Es gibt noch eine andere Seite des gesellschaftlichen Einflusses. In jeder Familie tauchen Probleme auf, mit denen die Ehegatten allein nur schwer oder gar nicht fertig werden. Soll ihnen die Gesellschaft, unter Berufung darauf, daß die Ehe Privatsache sei, Rat und Hilfe verweigern? Wir sind hier anderer Ansicht und haben sie im Entwurf des Familiengesetzes niedergelegt. Alle staatlichen Organe sollen verpflichtet werden, die Ehegatten in geeigneter Weise zu unterstützen und ihnen bei der Kindererziehung zu helfen. An die gesellschaftlichen Organisationen und Kollektive wird appelliert, im gleichen Sinne tätig zu werden. In speziellen Beratungsstellen für Eheleute und solche, die es werden wollen, kann sich jeder, auch in Fragen ganz intimen Charakters, beraten lassen!"

Nicht um sich einzumischen, sondern um in Konfliktsituationen helfend einzugreifen, geht es — nicht um Trennwände aufzurichten, sondern um Trennendes durch die taktvolle, kluge Mithilfe der Gesellschaft beiseite zu räumen. „Die Liebe, welch lieblicher Dunst; doch in der Ehe, da steckt die Kunst." Theodor Storm wußte schon, worauf's ankommt im Leben. Damit jeder diese Kunst meistern lerne, also durch eigenes wie durch Zutun der Gesellschaft zu wahrem Eheglück gelangt, ist eigentlicher Sinn und Zweck des Familiengesetzes und der darin erhobenen Maxime, daß „Staat und Gesellschaft zur Festigung der Beziehungen zwischen Mann und Frau" sowie „zur Entwicklung der Familie" beitragen.

Ihr

Karl Heinz Freitag



Hilflos liegt das „brennende" Schiff steuerbord voraus vor Anker. Denn außer der Schaumlöschanlage sind auch die Hauptmaschinen „ausgefallen".

Feuer im Schiff

VON OBERLEUTNANT (ING.) DIETER FLOHR

In den Decks des Rettungsschiffes schrillen die Alarmglocken und rufen die Besatzung auf die Gefechtsstationen. Kapitänleutnant Möckel, der Kommandant des Schiffes, zwängt sich in seinen Kampfanzug. Als er durch einen Melder zum Hauptgefechtsstand befohlen wird, schwindet jeder Zweifel: Diesmal gilt der Alarm ihm und seinen Männern. Im Laufen stülpt er den Stahlhelm über und läßt mit schnellen Schritten das Schiff hinter sich.

Ein prüfender Blick streift den wolkenverhangenen Himmel und gleitet über das leicht gekräuselte Wasser des Hafenbeckens. Tag für Tag hat er nun mit einer Überprüfung des Ausbildungsstandes und der Einsatzbereitschaft gerechnet. Doch nichts hatte sich gerührt. Ausgerechnet jetzt, bei solchem Sauwetter muß es losgehen.

Außer Atem vom schnellen Lauf, betritt er den Hauptgefechtsstand. Telefongespräche schwirren durch den Raum, Melder kommen und gehen. Offiziere beugen sich rechnend über Seekarten und Tabellen. Er meldet sich und erhält sofort seine Befehle vom Op-Dienst: „Kapitänleutnant Möckel, Schiff ‚Halle' ist durch ‚Gegnereinwirkung' schwer beschädigt. Beide Hauptmaschinen ausgefallen, Feuer im Vorschiff. Sie laufen gemeinsam mit dem Einsatzfeuerlöschboot und einem Schlepper zur Position des Havaristen aus! Haben Sie noch Fragen?" Er hat keine. Die Aufgabe ist klar. Über die Schwierigkeiten gibt es keine Illusionen: Wind 5 – 6, See 4, Sicht eine Seemeile – das kann ja heiter werden.

Wenig später passieren drei Schiffe die Mole. Aufgewühlte See springt sie an. Eisiger Wind peitscht über die Decks, zerrt an den Persennings und fährt Matrosen und Offizieren schneidend in die Gesichter. Mit allen verfügbaren Gläsern versuchen die Männer den grauen Dunstschleier über dem Wasser zu durchdringen. Plötzlich die ersehnte Meldung vom Vorschiff: „Havariertes Schiff Steuerbord voraus!"

Kapitänleutnant Möckel richtet sein Glas in

Rudergänger und Posten Maschinentelegraf haben es bei unruhiger See ohnehin schon nicht leicht, den Kurs zu halten und alle Maschinenmanöver exakt zu übermitteln. „Gefechtsmäßig" wird das zum stillen Heldentum.

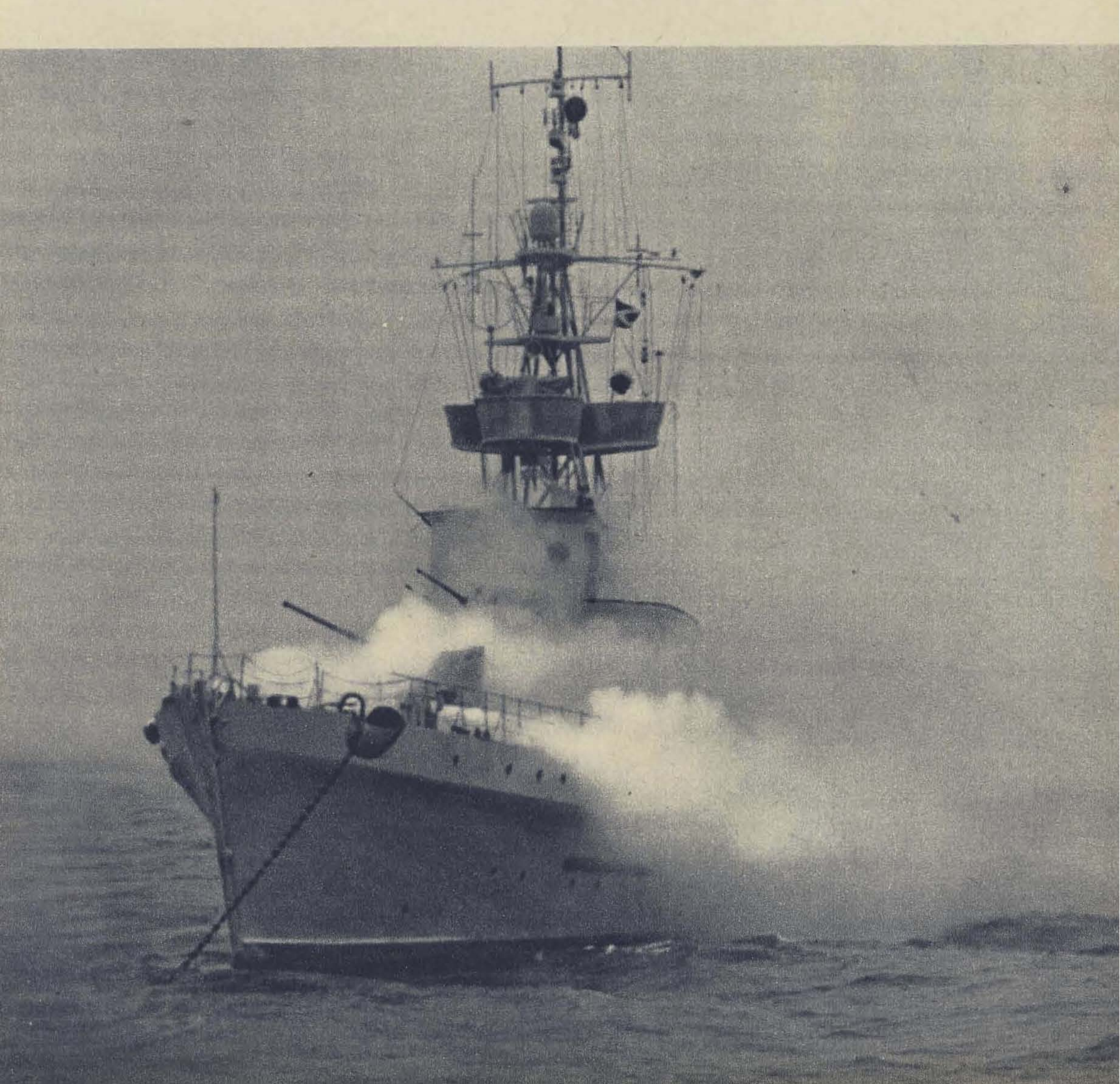

I-2-1

die angegebene Richtung. Dicke Qualmwolken quellen aus dem Vorschiff der „Halle“ und wälzen sich über das bleigraue Meer. Auch der Schiffsführer des Feuerlöschbootes, Genosse Auras, hat das Schiff gesichtet und schert aus dem Verband aus. Auf spitzem Anlaufkurs läuft das Feuerlöschboot die qualmende „Halle“ an. Die Genossen hinter den Schaumspritzen jagen aus allen Rohren Löschmittel in die Rauchschwaden. Doch jäh schlägt der Wind um, fährt zwischen die Schiffe und drückt sie auseinander. Schiffsführer Auras versucht zu korrigieren, aber das Boot treibt ab. Die Schaumstrahlen erreichen das Feuer nicht mehr. Vom Wind zurückgetrieben, legt sich über das Feuerlöschboot ein dicker Schaummantel, der dem Rudergänger jegliche Sicht nimmt.

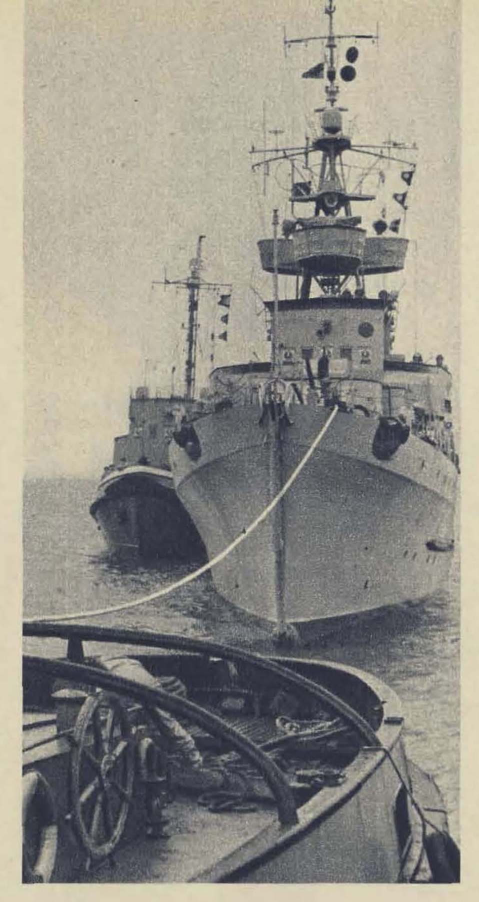
Ein neuer Anlauf ist erforderlich. Wertvolle Zeit verstreicht. Kapitänleutnant Möckel setzt ärgerlich das Glas ab. Bevor der Brand nicht eingedämmt ist, kann er mit dem Rettungsschiff nicht längsseits gehen.

Auf der „Halle“ war die Besatzung inzwischen nicht untätig. Die Schiffssicherungsgruppe und die Genossen des Maschinenabschnittes haben durch eine solide Leckabdichtung das Schiff schwimmfähig gehalten. Alle „Verwundeten“ sind auf dem Achterdeck in Sicherheit. Auch dem imitierten Feuer gingen sie bereits zu Leibe. Aber der angenommene Ausfall der Schaumfeuerlöschanlage und der Feuerlöschpumpe erlaubte ihnen nur den Gebrauch von Handfeuerlöschern.

Mit ihrem zweiten Anlauf haben die Genossen des Feuerlöschbootes mehr Glück. In Minutenschnelle ist das MLR-Schiff mit Schaum bedeckt. Die Flammen ersticken. Kapitänleutnant Möckel greift zum Megaphon und gibt die notwendigen Befehle zumLängsseitsgehen. Schwer stampfend und schlingernd liegen die zwei Schiffsrümpfe gleich darauf nebeneinander. Die Vor- und Achterleinen fliegen hinüber. Jetzt muß alles schnell gehen. Eben noch liegen die Decks beider Schiffe auf gleicher Höhe, Sekundenbruchteile später klafft ein Unterschied von ein bis zwei Metern zwischen ihnen. Es kann Bruch geben, wenn die harten Stöße von den Matrosen nicht geschickt mit Hilfe der Fender



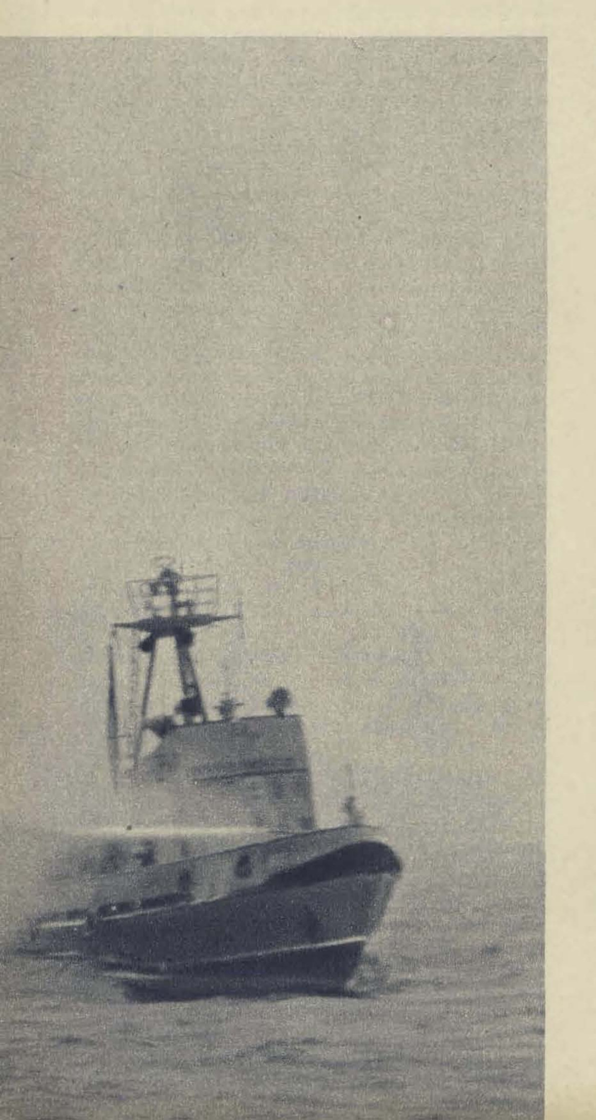
abgefangen werden. Endlich sind die Leinen festgemacht, und beide Schiffe stampfen annähernd im gleichen Rhythmus in der unruhigen See.
Einsatztruppen des Rettungsschiffes setzen behende über. Schnell ist der schwelende Brand vollends gelöscht. Eine Gruppe überprüft die Leckabdichtung. Sanitätspersonal beginnt mit der Hilfeleistung für die Verwundeten. Das Rettungsschiff verfügt über ein komplettes Hospital mit modernen Behandlungsräumen und geschultem Sanitätspersonal. Sorgsam werden die Verwundeten übernommen. Nach und nach kehren alle Einsatzgruppen an Bord zurück. Für das MLR-Schiff besteht keine unmittelbare Gefahr mehr.
Jetzt ist der Schlepper an der Reihe. Das Rettungsschiff löst sich von der „Halle" und läuft mit hoher Fahrtstufe ab, dem Stützpunkt zu. In größerem Abstand folgt der Schleppzug. Erleichtert zieht Kapitänleutnant Möckel die Schutzmaske vom Kopf und befiehlt Bereitschaftsstufe II. Die Übung hat geklappt – trotz des Sauwetters.



Letzter Akt des „Schauspiels": Das Übungsobjekt wird zum Stützpunkt zurückgeschleppt.

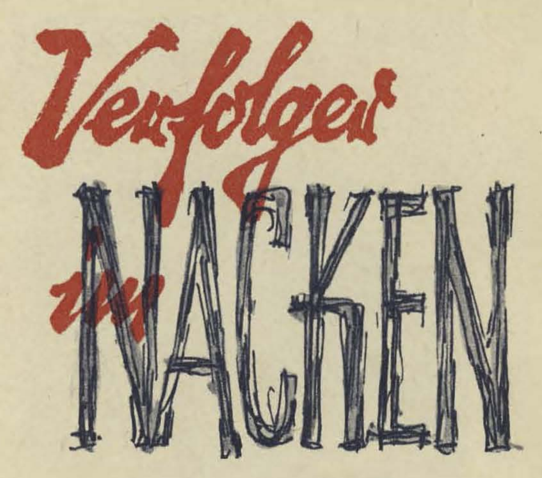
Vorsichtig werden die „Verwundeten" übernommen. ▼





◀ Der Wind sabotiert plötzlich die Rettungsarbeiten. Das Feuerlöschboot muß noch einmal von einer anderen Seite anlaufen.

Spionageerzählung
von J. G. SCHWARZ



Verfolger im Nacken

Am fünften April 1933 geht ein Engländer namens Georg Emil Bell durch eine Straße des österreichischen Ortes Kufstein. Seit einer halben Stunde verfolgt ihn ein Mann, der einen Ledermantel trägt und einen Velourhut auf dem Kopf hat. Der Mann gefällt ihm nicht. Er versuchte schon einigemal den Verfolger abzuschütteln, indem er plötzlich in Seitengassen einbog und rasch ein Haus betrat, aber er mußte jedesmal, wenn er das Haus verließ und seinen Weg fortsetzte, feststellen, daß der Fremde mit dem Ledermantel wieder da war. Soviel verstand er auch von diesen Dingen, daß er einsah: Der Mann war auf seine Spur gesetzt und hatte einen Auftrag. Einmal machte er kehrt und ging dem Fremden entgegen, um ihm ins Gesicht zu sehen. Es war ein ganz gewöhnliches Gesicht, das gut gepolsterte Gesicht eines Agenten. Er kannte diesen Typ, hatte ihn selbst oft genug eingesetzt. Was es bedeutete, daß dieser Typ gerade ihm nachging, war ihm klar. Er hätte zur Gendarmeriestation gehen und seinen englischen Paß vorlegen können, aber was hätte das genutzt. Die Gendarmerie hätte mit dem nächsten englischen Konsul telefoniert, und der englische Konsul hätte den Namen „Bell" gehört und zu verstehen gegeben, daß es sich nicht lohne, große Anstrengungen zum Schutz dieses ehrenwerten englischen Bürgers zu machen.

Mister Bell betrat ein Café, neugierig, ob der Mann mit dem Ledermantel ihm auch hierher folgen würde. Es war kurz nach einer Ecke, in die Bell wieder einmal eingebogen war. Das Manöver schien zu glücken: Der Fremde ging draußen an dem Café vorüber und schien nicht gemerkt zu haben, daß Mister Bell hineingeschlüpft war. Ich gehe einfach nicht mehr hinaus, dachte Bell. Ich bleibe hier sitzen, bis das Lokal geschlossen wird. Dann lasse ich mir vom Kellner den hinteren Ausgang zeigen und verschwinde in Richtung Bahnhof. Mit dem Nachtzug fahre ich nach Zürich weiter, ohne noch einmal ins Hotel zu gehen.

Während er in einer stillen Ecke des Lokals einige Kognak trank und zwischendurch nach der Eingangstür schielte, zogen die Erlebnisse der letzten Jahre an ihm vorüber.

■ ■

Damals hätte sich noch jeder englische Konsul schützend vor Bell gestellt. Die Geschichte begann vor sieben Jahren mit der Freundschaft Deterdings, des englischen Öl-Königs, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, das kaukasische Erdöl an sich zu reißen, und der einen privaten Geheimkrieg mit der Sowjetunion führte. Generalleutnant Sir George Mac Donogh, von dem die Eingeweihten wußten, daß er oberster Chef des Intelligence Service war, hatte die beiden zusammengebracht und Deterding seinen besten Mitarbeiter Bell dringend empfohlen. Das waren Zeiten gewesen! Man hatte sich elegant bewegt. Man hatte geistreich gewitzelt. Man war etwas gewesen. Mit Deterdings Geld und Aufträgen in der Tasche hatte Bell geglaubt, zu denen zu gehören, die die geheimen Fäden der Macht in den Händen halten. Ja, die Welt wurde von Geheimnissen dirigiert, daran glaubte Bell, und die Geheimnisse waren nicht etwa göttlicher Natur, sondern Sache von Geheimorganisationen. Als Mitarbeiter der Abteilung Nahost des britischen Geheimdienstes hatte er sich diese Weltanschauung angeeignet, sie entsprach seinen Erfahrungen und stimmte mit der Tatsache überein, daß die meisten Vorgänge in Nahost an Fäden hingen, die bei Sir Mac Donogh zusammenliefen.

Vor sieben Jahren begann die Geschichte. Deterding und Sir Mac Donogh hatten beschlossen, den smarten und gewandten Mister Bell nach Deutschland zu schicken, zum Korvettenkapitän A. D. Erhardt, der neben der Organisierung politischer Mordtaten innerhalb Deutschlands viele delikate Dinge betrieb und seinen sich „Organisation Consul" nennenden Geheimbund zu einer antisowjetischen Agentenzentrale ausgebaut hatte.

Bell, dessen Mutter eine Deutsche war und der perfekt deutsch sprach, sollte die Verbindung zwischen der Deterding-Gruppe des englischen Geheimdienstes und Erhardt festigen helfen.

Es waren herrliche Zeiten für Bell, und er glaubte, sie würden nie zu Ende gehen. Er war jung, hatte Geld und Einfluß, eine glänzende Karriere lag vor ihm. Er dachte jetzt in dem Café in Kufstein an die erste Begegnung mit Erhardt, damals war er als englischer Unter-



händler in geheimer Mission aufgetreten, und von allen Seiten hatte man ihn gefeiert. Die „Organisation Consul" hatte Feste für ihn veranstaltet, und der englische Consul hatte ihn zu einer Cocktail-Party eingeladen und durchblicken lassen, daß er Anweisungen aus London hatte, sich für Mister Bell unbedingt einzusetzen. Natürlich waren das Erfolge, die Bells Lebensgefühl hochtrieben.

Er mußte jetzt an den Bankier Schalwa Karumidse denken, den er als Freund Erhardts kennengelernt hatte. Das war ein Mann von athletischen Kräften, der in München in der Villa Erhardts oftmals seine Kräfte vorführte und vier Menschen zugleich in die Luft stemmen konnte, zusammen mit einer Bank, auf der sie saßen. Er hatte den Oberkörper eines Bullen, die dürren Beinchen einer Ziege und erzählte in gebrochenem Deutsch großspurig von seiner Vergangenheit im zaristischen Rußland und der bedeutenden Rolle, die er als Bankfachmann gespielt hatte, wobei er durchblicken ließ, daß er zur Herrenmenschenrasse gehöre und ein „Löwe auf Urlaub" war, vor dem die „kleinen Tiere des Waldes" zu zittern hätten. Die Parties Erhardts, der mit seiner „Organisation Consul" die Ermordung des Außenministers Rathenau und des linkskatholischen Ministers Erzberger durchgeführt hatte und dafür in die Gesellschaft solcher hohen Gönner wie der des Herzogs von Sachsen-Coburg und anderer Feudal-Agrarier aufgenommen worden war, standen an Pracht nicht hinter denen Deterdings zurück. Zuletzt hatte Erhardt die Prinzessin Margarete von Hohenlohe-Öhringen geheiratet und sich auf diese Weise mit dem Adel verschwägert, so daß es für die Polizei unbequem wurde, sich für diesen Mordbuben zu interessieren. Auf den Parties bei Erhardt stemmte Karumidse Gewichte und zeigten sich deutsche Prinzessinnen mit Blüten im Haar. Karumidse, der Georgier, schilderte manchmal humorvoll, wie er 1916 unter Reichswehrgeneral Hoffmann für ein selbständiges Georgien unter deutschem Protektorat gekämpft und 1918 auf der Seite des deutschen Generals Kress von Kressenstein in Georgien Rotarmisten und ihre Familien massakriert hatte, bis er nach dem Sieg der Revolution zusammen mit Kressenstein Fersengeld zahlen mußte. Es waren schöne Abende bei Erhardt, man hörte viele interessante Sachen, und am Ende beschlossen die drei Herren Karumidse, Erhardt und Bell falsche Tscherwonzen-Noten herzustellen, diese in die Sowjetunion einzuschleusen und den ersten sozialistischen Staat der Welt mittels einer Inflation von innen her wirtschaftlich zu ruinieren. Die Idee kam von Karumidse, dem „Löwen auf Urlaub", der etwas von Banknoten und Fälschungen verstand, und wurde von den andern beiden mit Begeisterung aufgegriffen.

All das ging Bell jetzt durch den Kopf, in dem Café in Kufstein. Hatte der Kellner ihn komisch angesehen oder er den Kellner? Er bestellte rasch ein Abendbrot. Draußen senkte sich die Dämmerung nieder über die hübsche Ortschaft. Ein Mann mit Ledermantel und Velourhut schien auf der Straße nicht zu warten, zumin-

dest zeigte er sich nicht in dem Straßenteil, der durch die Schaufenster des Cafés zu übersehen war.

Es waren schöne Zeiten gewesen, auch Frauen hatte es gegeben, denen Bell als Idealbild eines Engländers erschien und die wünschten, mit ihm etwas intensiver zu tun zu haben. Einige bekamen, was sie wünschten. Mindestens ein Jahr lang hatte er unter dem Eindruck eines bestimmten derartigen Eindrucks gestanden und eine junge Adelige aus der Umgebung Erhardts heiraten wollen.

Die Tscherwonzen-Druckerei war eine echte Team-Arbeit, es hatte alles geklappt. Erhardt hatte in seiner „Organisation Consul" einen Druckereibesitzer namens Schneider, der in seiner Werkstatt in München 15 000 Ein-, Zwei- und Zehntscherwonzen-Noten herstellte. Karumidse, der Bankier, wußte, worauf es ankam, um die Fälschungen als möglichst echt erscheinen zu lassen. Das besondere Papier, besondere Farben, die nötig waren, besorgte Bell aus England. Die Fälschungen waren erstaunlich gut, sie sahen vollkommen echt aus.

Nun mußte das Geld in Umlauf gebracht werden, und es war die allgemeine Meinung, daß Bell die Emigrantengruppen in Budapest, Sofia und der Türkei besuchen und ihnen seine Tscherwonzen andrehen sollte. Diese Leute hatten Verbindung zu bestimmten Gruppen in der Sowjetunion, und sie brauchten Tscherwonzen, um ihre Saboteure und Spione zu bezahlen.

Die Reisen waren Bell willkommen. Er liebte es, zu reisen und dabei als Mann mit Geld aufzutreten. Aber im Grunde besaß er nur falsche Tscherwonzen, der Intelligence Service hielt es nicht für nötig, ihn mit Geldmitteln auszustatten. Da die Fälschungen gut waren, begann er, sie bei deutschen Banken einzutauschen. Er brauchte Geld, und die Geheimdienste sind damit einverstanden, daß ihre Agenten sich für ihre Aktivitäten selbst mit Geld versorgen. Deterding schmunzelte, als er von den Tscherwonzen-Fälschungen erfuhr, und es geht das Gerücht, daß Churchill davon wußte und schmunzelte. Warum sollte er nicht schmunzeln? Militärisch konnten sie nichts ausrichten, so versuchten sie es, von der Seite der Wirtschaft her die Sowjetunion zu schädigen.

Aber es ist das Wesen aller Fälschungen, daß sie eines Tages entdeckt werden. In der Sowjetunion war es zuerst der Postbeamte Sapalow im Telegrafenamt der kleinen Station Swanka an der Murmansker Eisenbahnlinie, der die Fälschung entdeckte. Er hielt drei Tscherwonzenscheine in der Hand und wunderte sich darüber, daß auf der unbedruckten Rückseite die Textschriften und Verzierungen der Vorderseite durchgedrückt erschienen. Auch Papier und Wasserzeichen machen einen ungewohnt gelblich-dunklen Eindruck.

Es war im Frühherbst 1928, als er Meldung an die zuständigen Behörden erstattete. Man fand den Mann, der Sapalow das Falschgeld geschickt hatte. 3000 solcher falschen Scheine wurden bei ihm sichergestellt. Bekommen hatte sie der Mann von seinem Schwager, einem früheren zaristischen Offizier namens Fedotow, der öfters den Besuch des ehemaligen Rittmeisters Schiller hatte. Schon November 1928 wird Schiller in Leningrad verhaftet. Weitere Nachforschungen ergaben, daß Schiller Kurier einer Gruppe monarchistischer russischer Emigranten war, die in Danzig saß und öfter von Herrn Bell besucht wurde.

Inzwischen wurden auch die deutschen Banken munter. Sie waren zu jeder antisowjetischen Gemeinheit bereit, aber falsche Tscherwonzen wollten sie nicht gegen deutsches Geld eintauschen. Der Kriminalkommissar Liebermann verhaftete in einer Berliner Bank den Ingenieur Dr. Becker bei dem Versuch, gefälschte Tscherwonzen einzuzahlen. Becker ist extremer Nationalist. Die Spur weiter verfolgend, stößt die Kripo auf den Georgier Sadathieraschwili und will ihn in seiner Münchener Wohnung verhaften, trifft aber dort nicht ihn, sondern Karumidse an, der einen vom Reichswehrgeneral Hoffmann ausgestellten Sonderausweis besitzt und den man nicht anzutasten wagt. Sadathieraschwili, einen Mitarbeiter Karumidses, kann man erst vier Wochen später auf dem Bahnhof in Frankfurt am Main festnehmen. In



seinem Koffer führt er unter anderem Klischees zur Anfertigung von Tscherwonzen mit sich und Briefe, aus denen hervorgeht, welche Druckerei in Frankfurt für ihn arbeitet.

Die Fabrikationsanlagen des Buchhändlers Böhle in Frankfurt werden daraufhin ausgehoben. Man findet 120 000 halbfertige Tscherwonzenscheine und Papier, das für die Herstellung einer weiteren Million falscher Banknoten genügt hätte.

Allerdings stieß man bald auf Hintergründe, deren Enthüllung einen Skandal befürchten ließen. Der ermordete deutsche Außenminister Rathenau hatte 1922 mit der Sowjetunion den Vertrag von Rapallo abgeschlossen, der wirtschaftliche Zusammenarbeit mit der Sowjetunion vorsah. Jetzt zeigte es sich, daß einige Leute im Außenministerium von den Tscherwonzenfälschungen wußten. Bell, der in Budapest, Sofia und der Türkei stürmisch gefeierte Geldbote des englischen Geheimdienstes, der geglaubt hatte, von seinem englischen Paß und seinen deutschen Freunden genügend beschützt zu sein, drohte mit weiteren Enthüllungen, die das Außenministerium belasten konnten. So beeilte man sich, aus dem „Tscherwonzenprozeß", der die Wahrheit über das enthüllt hätte, was man im damaligen Deutschland unter „wirtschaftlicher Zusammenarbeit mit der Sowjetunion" verstand, eine Komödie zu machen. Es wurde eine „Sonderabteilung" eingesetzt, die die antisowjetischen Hintergründe zu vertuschen hatte und wichtige Akten verschwinden ließ. Bell konnte sich auf seine deutschen Freunde verlassen. Während der Prozeß lief und Staatsanwalt und Richter in strammen Tiraden badeten, prüften Mitarbeiter des Intelligence Service und die Leute um Deterding die von bestochenen Justizbeamten fotokopierten Prozeßunterlagen und konnten einige der mitbelasteten internationalen Verschwörer in Sicherheit bringen und untertauchen lassen. Der Prozeß wurde niedergeschlagen. Bestechungen, Verschleierungsmanöver, Erpressungen hinter den Türen der „unabhängigen Justiz" ließen es ratsam erscheinen, den ganzen Prozeß im Aktenschrank verschwinden zu lassen.

Warum protestierten eigentlich damals die Russen? überlegte Bell. Sie hatten durch den Prozeß, auch wenn er noch so lächerlich geführt wurde, genug Material bekommen, um Verhaftungen vornehmen und einen Teil des Netzes, soweit es auf sowjetischem Boden lag, zerreißen zu können. Was lag ihnen an deutschen Urteilssprüchen? Erwarteten sie Gerechtigkeit von *solchen* Richtern? Bell war nicht so dumm, seine Gegner zu unterschätzen, er hatte sich gewundert, daß er glatt durchgekommen war. Einen deutschen Geheimdienstagenten, der in England an der Fälschung ausländischer Banknoten beteiligt ist, englische Banken schädigt und für England außenpolitische Komplikationen heraufbeschwört, hätte man in England anders behandelt, das stand für ihn fest. Nicht einmal den Versuch, ihn auszuweisen, hatte man unternommen, und das nur, weil die deutschen Richter neben ihrem Unfehlbarkeitswahn auch noch ein Maß von gesellschaftlichem Feingefühl besaßen, das bewunderungswürdig war. Ganz offensichtlich ging es ihnen nicht nur um Abschirmung der Zustände im deutschen Außenministerium, sondern auch um Diskretion einer Gesellschaftsschicht gegenüber, von der es offiziell hieß, sie sei seit November 1918 entmachtet, und die immer noch hinter den Kulissen alle Fäden in der Hand hielt. Aber wenn auch Bell das Treiben der Kreise um Erhardt gefiel, über die deutschen Richter staunte er. Sie machten, was Erhardt wollte, sie benahmen sich wie Angestellte Erhardts, und das im Namen einer Justiz, die den Mund voll nahm mit ihrer angeblichen Würde und Unabhängigkeit.

Plötzlich erschrak er: Draußen in der Dämmerung ging der Mann mit dem Ledermantel langsam vorüber. Bell hatte plötzlich den verzweifelten Gedanken, daß ihn die Spitzel Röhms* überall finden würden und daß er auch in Zürich nicht vor ihnen sicher war. Zugleich merkte er, sich selbst beobachtend, daß er das seit zwei Stunden wußte und daß seine Ver-

---

* Stabschef der SA. Im innernazistischen Machtkampf auf Anweisung Hitlers 1934 beseitigt.

Illustrationen: Karl Fischer



suche, die Vergangenheit der letzten Jahre an sich vorüberziehen zu lassen, aus dem Instinkt eines Mannes kamen, der ausgespielt hatte.

Nein, er wollte sich retten, er hatte Geld in Zürich, er wollte von Zürich nach Genua weiterfahren und sich nach Südamerika einschiffen. Von Deterding, von Generalleutnant Mac Donogh hatte er nichts mehr zu erwarten, sie hatten sich von ihm zurückgezogen und die Verbindung zu ihm abgebrochen. Deshalb konnte er sich an keinen englischen Konsul mit der Bitte um Hilfe wenden, man hätte ihn erkannt und abgewiesen.

Auf Grund des Protestes der Russen und weil die Sache schon zu viel internationalen Staub aufgewirbelt hatte, wurde damals die Untersuchung wieder aufgenommen. Aber man zog sie zwei Jahre hin und sorgte dafür, daß es zu keinen neuen Ergebnissen kam. Erhardt, Bell, Karumidse wurden nicht einen Tag lang ihrer Freiheit beraubt. Inzwischen hatten die Industriellen herausgefunden, daß Hitler der geeignete Mann war, um die im geheimen Mächtigen wieder zu offiziell Mächtigen zu machen und das alte reaktionäre Deutschland von neuem auferstehen zu lassen, und was am Ende der zwei Jahre im Wiederaufnahmeprozeß an schwächlichen Urteilen verkündet wurde, zerschmolz in der Gnadensonnne einer sofort folgenden Amnestie.

Aber es ging Bell nicht mehr gut. Selbst als Hitler kam und die ganze Gruppe um Erhardt mit größten Ehren bedacht und in den Freundeskreis des Führers aufgenommen wurde, Bell hatte kein Geld, seine Ersparnisse waren rasch verbraucht. Die Engländer zahlten nicht mehr, und die Deutschen verstanden nicht, daß ein Mann wie Bell im Geld schwimmen mußte, um glücklich zu sein.

Dann kam die Sache mit Röhm. Der homosexuelle Röhm liebte solche Typen wie Bell. Eines Tages wurde Bell zu Röhm gerufen und nach einer längeren Unterhaltung von Röhm mit der Aufgabe betraut, gewisse Kreise innerhalb der SA zu bespitzeln. Dafür bekam Bell Geld, aber nicht so viel, wie er zu bekommen und auszugeben gewöhnt war. Eine Zeit lang hielt sich das Idyll. Aber als die Spannungen zwischen der SA und der SS zunahmen und Bell ein günstiges Angebot von einer großen amerikanischen Zeitung erhielt, die ihm Geld für Nachrichten über interne Vorgänge zur Verfügung stellte, konnte Bell der Verlockung nicht widerstehen.

Was wollte man von ihm? Die Deutschen verstanden es nicht, einen Mann wie ihn zu honorieren. Und da die Amerikaner ihm äußerste Diskretion zugesichert hatten, ging er auf das Geschäft ein. Aber nach einiger Zeit fanden Röhms Leute heraus, wo die sachkundigen Berichte über den Kampf zwischen Röhm und Heydrich in der amerikanischen Presse herkamen. Vor acht Tagen hatte Bell einen Wink bekommen: Bring dich in Sicherheit, der Alte weiß Bescheid.

So war Bell nach Wien und von Wien nach Kufstein gefahren, in der Hoffnung, sich hier unsichtbar machen zu können. Aber da war schon der Mann mit dem Ledermantel der ihm folgte.

Was wollte man von ihm? War irgendeiner von ihnen besser als er? Waren sie nicht alle gleich? Wollten denn Röhm und Heydrich mehr als Macht und Geld? Warum erlaubte man nur ihm nicht, an den geheimen Fäden mitzuziehen, an denen seiner Meinung nach die Völker zappelten?

Er bat den Kellner um ein Kursbuch. Der Zug nach Zürich hielt um ein Uhr nachts in Kufstein.

Kurz nach Mitternacht in Kufstein. Es ist still, die Straßen sind menschenleer. Der Sichelmond verbirgt sich hinter Wolken. Eine Hoftür wird leise geöffnet. Der Schatten eines Mannes kommt zum Vorschein. Der Mann ist äußerst vorsichtig, er schiebt sich langsam im Dunkeln an den Hauswänden entlang. An dem Platz vor der Kirche versucht er, auf die andere Straßenseite zu gelangen, aber es ist hier etwas heller, und der Mann fürchtet, gesehen zu werden. Erst im Dunkeln der nächsten Straße beruhigt er sich. Er bleibt öfter stehen, preßt sich in eine Nische und sieht sich um, ob er verfolgt wird. Aber es hat den Anschein, als ob sich niemand für ihn interessiert. Er hastet weiter, vom Kirchturm schlägt die Glocke zweimal, das bedeutet: halb eins. Plötzlich wird die Häuserzeile von einem kahlen Bretterzaun unterbrochen, der Schatten, der den Weg des Mannes bisher abdeckte, verkürzt sich etwas. Ganz unsinnigerweise zieht der Mann den Kopf ein und schlägt den Mantelkragen hoch, obwohl der Schatten am Bretterzaun dadurch nicht breiter wird. Schlimmer wirkt sich ein weitmaschiger Drahtzaun aus, hinter dem eine Gärtnerei liegt und an dem er vorbei muß, um zum Bahnhof zu gelangen. Obendrein rutscht gerade in diesem Augenblick die Wolke zur Seite, die bisher vor dem Sichelmond hing, und der Mann glaubt, sich beim Laufen wie ein Hund auf den Boden ducken zu müssen, weil ein aufrechtgehender Mensch vor dem Drahtzaun gesehen werden könnte. Am Ende dieses Straßenabschnittes schneidet eine Querstraße den Weg zum Bahnhof.

Plötzlich sieht Bell, daß aus dieser Querstraße ein Mann auf ihn zukommt.

Es ist der Mann mit dem Ledermantel und dem Velourhut.

Bell beginnt zu rennen, es kann nicht mehr weit bis zum Bahnhof sein. Der Stationsvorsteher muß ihn beschützen. Aber plötzlich kommt ihm ein anderer Mann mit einem Ledermantel und einem Velourhut entgegen.

Zwischen den beiden will er wie ein verfolgter Hase seitlich ausweichen, da steht plötzlich ein dritter Mann mit einem Ledermantel vor ihm.

Einem Blitz aus einer nahen Pistole folgt ein ohrenbetäubender Donnerschlag. Es ist wie ein Boxhieb. Bell stürzt zu Boden.

Und obwohl er nur noch ungenau sieht, merkt er, daß einer der Männer ihm einen Fußtritt gibt, der nicht mehr schmerzt.



Zeichnung: Kurt Klamann

Urlaubsschwimmkurs

„Der Hauptteil einer Stunde Schwimmausbildung (25 min — 35 min) umfaßt die Schwimmtechnik, die Sprünge ins Wasser, das Tauchen, das Entkleiden, das Rettungsschwimmen und das Training auf Ausdauer und Schnelligkeit. (aus der DV 10/2)

Die dritte Stunde Entkleidungsübung. Ob Hein nicht übertreibt?



KONTAKT MIT DER ZEIT

gibt Ihnen die
Herren-Armbanduhr

RUHLA-ELECTRIC

Plaqué-Gehäuse
Zentralsekunde · Antimagnetisch
Stoßgesichert · Wassergeschützt

Eine winzige Knopfzelle liefert
mindestens ein Jahr lang
konstante Energie für
den elektrischen Unruhmotor

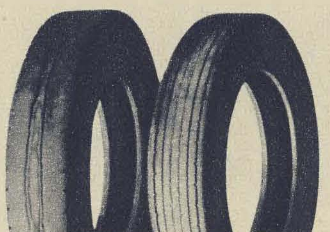
EINE KOSTBARKEIT IN TECHNISCHER VOLLENDUNG

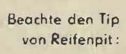




... das hat nichts mit Zauberei zu tun, zumal wenn es sich um Reifenrunderneuerungen handelt.
Der neueste Stand der Technik gewährleistet, daß abgefahrene Reifen durch Runderneuerung eine neue Lauffläche erhalten und damit wieder voll einsatzfähig werden.

Achten Sie darauf, daß die Reifen nicht bis auf das Gewebe abgefahren werden.
Sofern die Karkasse (Unterbau des Reifens) noch in Ordnung ist, geben Sie diese zur Runderneuerung.
Die Vorteile liegen klar auf der Hand.
Sie sparen dabei Geld und Material, da eine Runderneuerung nur 20 – 30 % vom Reifenneuwert kostet.
Sie erhöhen die Fahrsicherheit und Rutschsicherheit mit runderneuertem Profil!



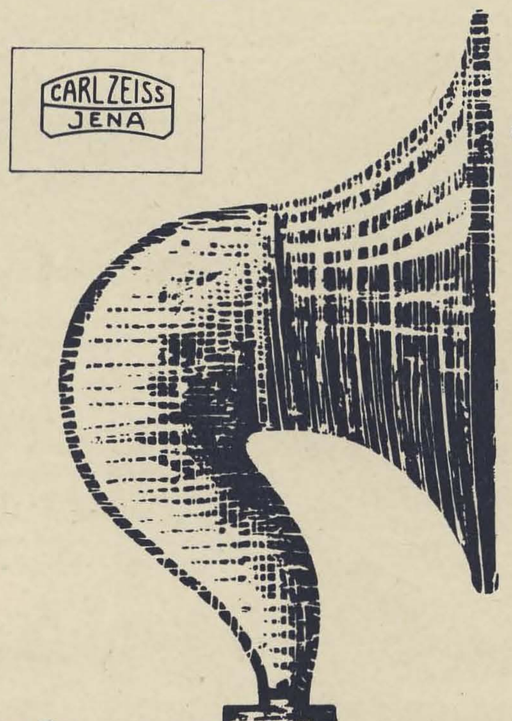




Sicher fahren
Kosten sparen
durch
Reifenpflege

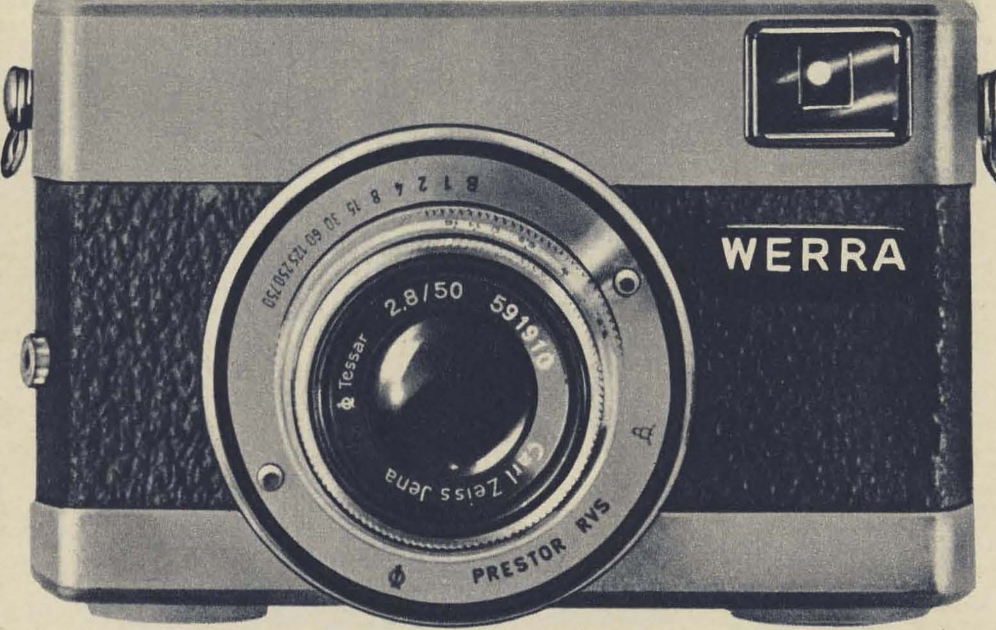


VOLKSEIGENE
REIFENWERKE DER DDR



IHRE
KAMERA
EINE
WERRA

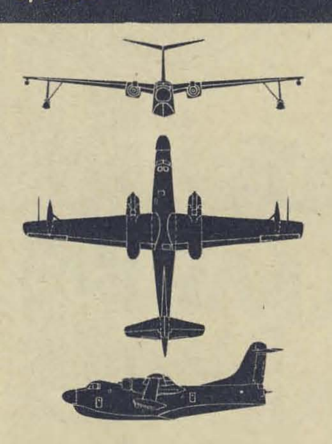
VEB Carl Zeiss JENA



ARMEE-RUNDSCHAU 8/1965

TYPENBLATT

NATO-FLUGZEUGE





Martin P5M „Marlin" (USA)

Taktisch-technische Daten:

Leermasse	22 440 kg
Abflugmasse	33 760 kg
Länge	31,03 m
Spannweite	36,00 m
Höhe	10,06 m
Höchstgeschwindigkeit	394 km/h
Triebwerk	2 Verbundmotoren
Bewaffnung	2 Maschinenkanonen im Heck, Bomben, Torpedos, Wasserbomben
Ausrüstung	Ortungsbojen, Magnet-Ortungsanlage, Funkmeßgeräte, Luftbildkameras
Besatzung	7 bis 11 Mann

Entwickelt und gebaut von der Martin Comp. als Modell 237 für den Einsatz als U-Boot-Bekämpfungsflugzeug und Aufklärungsflugzeug großer Reichweite. Erstes zweimotoriges U-Boot-Bekämpfungsflugboot der USA nach dem 2. Weltkrieg.

ARMEE-RUNDSCHAU 8/1965

TYPENBLATT

NATO-SCHIFFE FREGATTEN

Fregatte „Huitfeldt" (Dänemark)

Taktisch-technische Daten:

Wasserverdrängung	782 . . . 840 ts
Länge	86 m
Breite	8,4 m
Tiefgang	3,4 m
Geschwindigkeit	35 sm/h
Bewaffnung	2 Geschütze 105 mm, 3 Flak 40 mm, 6 Torpedorohre, 2 Wasserbombenwerfer, 2 Ablaufgerüste, 60 Minen

Die dänischen Seestreitkräfte verfügen über zwei Fregatten dieses Typs, die auf der Staatswerft Kopenhagen gebaut wurden. Ihr Verwendungszweck besteht im Bekämpfen von Kriegsschiffen gleicher oder geringerer Kampfkraft, im Einsatz bei Geleitüberführungen zur TS- und U-Boot-Abwehr.

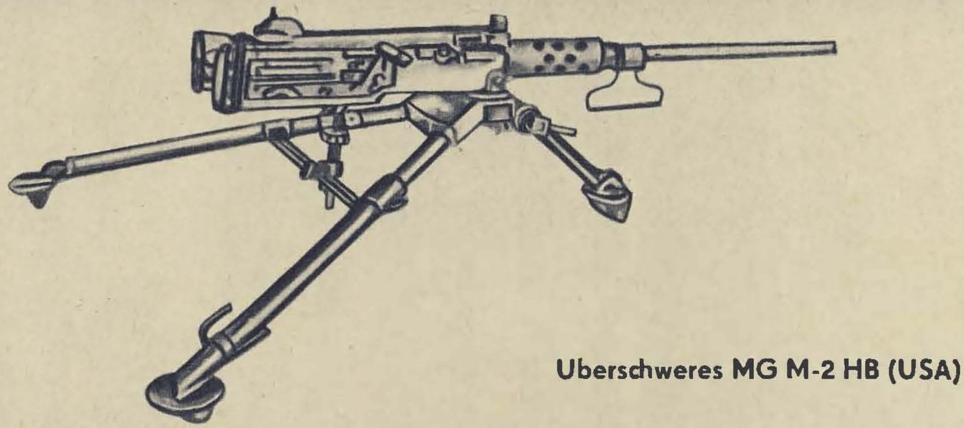




ARMEE-RUNDSCHAU 8/1965

TYPENBLATT

NATO-WAFFEN SCHUTZENWAFFEN



Uberschweres MG M-2 HB (USA)

Taktisch-technische Daten:

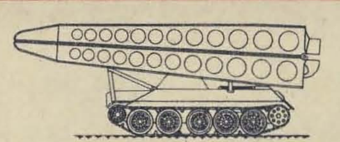
Masse	53,4 kg
— mit Lafette	73,7 kg
Länge	1650 mm
Kaliber	12,7 mm
Visierreichweite	180 . . . 2370 m
Schuß-entfernung	6940 m
— günstigste	1500 m (Erdz.), 1000 m (Luftz.)
Feuer-geschwindigkeit	
— theoretisch	600 Schuß/min
— praktisch	100 . . . 150 Schuß/min

Das überschwere MG dient zur Bekämpfung leicht gepanzerter und tieffliegender Ziele. Als Fla-MG befindet es sich auf fast allen USA-Panzern, -SPW und -SFL. Gegen Erdziele kann es auf einer Dreibein-Lafette befestigt werden.

ARMEE-RUNDSCHAU 8/1965

TYPENBLATT

WAFFEN DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

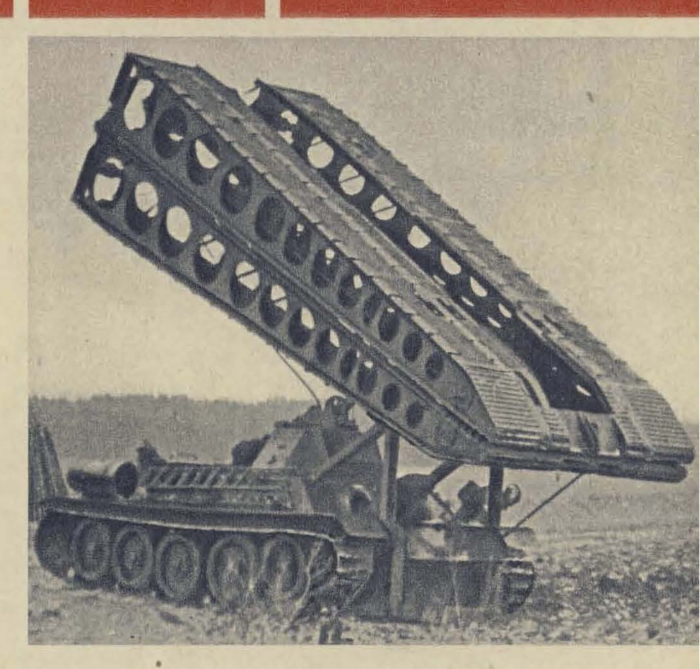


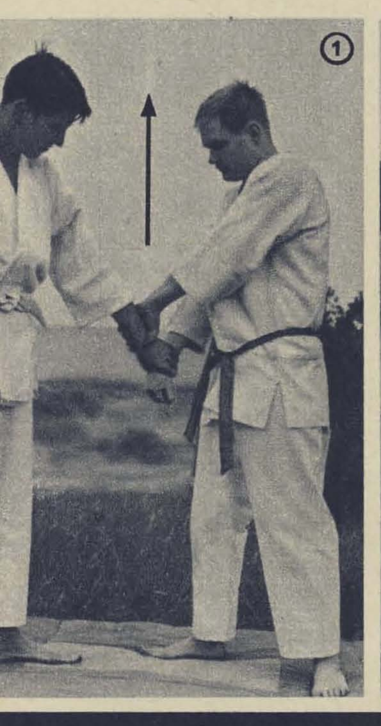
Brückenlegegerät T-34 (ČSSR)

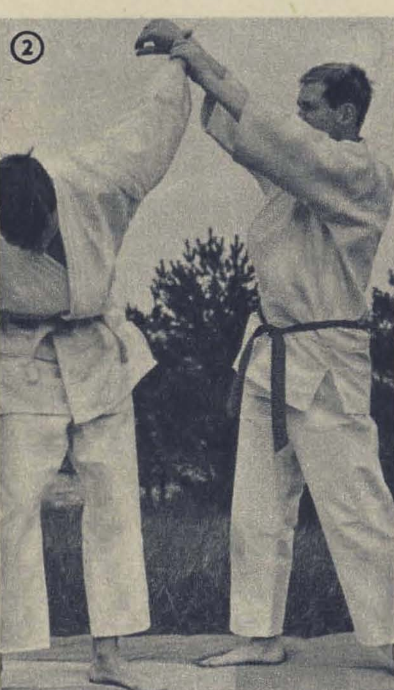
Taktisch-technische Daten:

Masse	32 t
Länge	8500 mm
Breite	3700 mm
Höhe mit Brücke	3700 mm
Brücke	Faltbrücke
Watvermögen	1300 mm
Uberschreit-fähigkeit	2500 mm
Besatzung	2 Mann

Das Brückenlegegerät T-34 ist eine tschechoslowakische Konstruktion. An Stelle des Turmes ist ein Aufbau für die Seilzüge und Aggregate der Brücke gesetzt worden. Wanne, Fahrwerk und Motor entsprechen denen des Panzers T-34.









Verdienter Meister des Sports Willi Lorbeer

Judo-Schule

Wohl keiner unter uns, der sich in jungen Jahren nicht gern einmal mit Gleichaltrigen gebalgt hätte. Natürlich wollte niemand der Unterlegene dabei sein. Das ging gegen die Ehre. Doch wie oft wurde manche heimliche Siegeshoffnung im Schwitzkasten begraben, in den einen der Andere, der vielleicht kräftiger war und gewandter, nahm.

Was in der Kindheit Spiel und Zeitvertreib war, kann in irgendeiner Situation des Lebens bitterer Ernst werden. Man sieht sich angegriffen – und nun verteidige sich, wer kann! Jeder kann einmal in die Lage kommen, sich ohne besondere Hilfsmittel klug und geschickt verteidigen zu müssen. Vielleicht ist es nur eine relativ harmlose Anrempelei, vielleicht aber auch – speziell im Militärdienst – ein heimtückischer Angriff, so daß keine Zeit bleibt, zur Waffe zu greifen. Es sei in diesem Zusammenhang nur an den „verdeckten Krieg" erinnert, auf dessen Führung sich die Bundeswehr vorbereitet und zu dessen Methoden ja gerade auch der hinterlistige, lautlose Überfall gehört.

Leserzuschriften an das Soldatenmagazin beweisen, daß der Wunsch, sich mit den Grundbegriffen der Judo-Selbstverteidigung ohne Waffe bekanntzumachen, ein Wunsch vieler – namentlich junger Menschen – ist. Mit dieser Beitragsfolge, die sich in vier Teile gliedert, soll allen jenen, die sich dafür interessieren, eine kleine Anleitung zum Selbstüben gegeben werden.

Wer in dieser „Judo-Schule Selbstverteidigung" mitmachen will, braucht neben seinem eigenen Interesse eigentlich nur dreierlei: Einen gleichgesinnten, übungswilligen Partner, Fleiß und ein wenig Geduld, ferner eine alte Jacke, an der man auch mal kräftig zerren kann. Als Unterlage beim Training sollte eine Turnmatte benutzt werden; fehlt sie, so geht man einfach auf die Wiese.

Als Grundprinzip gilt: Jedes Element, jeder Griff muß stets langsam und ohne Widerstand







SELBSTVERTEIDIGUNG (I)

des Partners geübt werden. Es kommt nicht so sehr auf hartes Zupacken an, denn auf eine harmonische, geschmeidige Anwendung der einzelnen Griffelemente. Sobald der Partner einen Schmerzlaut hören läßt, muß aufgehört werden. Jedes Element, jeder Griff muß viele Male trainiert werden, so lange, bis er tatsächlich sitzt, und selbst dann ist es gut, das eigene Können ab und an immer wieder zu überprüfen.

Heute wollen wir mit zwei Armbefreiungen beginnen. Prinzipiell wird der festgehaltene Arm in Richtung des gegnerischen Daumens herausgedreht. Nehmen wir an, jemand hat mit der linken Hand meinen rechten Arm gepackt. Mit der freien Hand ergreife ich sein linkes Handgelenk (1), mache den anderen Arm steif und reiße beide Arme außenherum (Pfeilrichtung) in einem Kreisbogen nach oben (2). Da mein rechter Arm nunmehr frei wird, drücke ich den linken Ellenbogen des Gegners mit meiner Rechten kräftig nach unten. Gleichzeitig mache ich auf dem linken Fußballen eine Vierteldrehung nach links und halte mit der linken Hand des Angreifers linkes Handgelenk in Hüfthöhe (3) fest. Je schneller – natürlich erst bei voller Beherrschung der Griffelemente – die Abwehr erfolgt, desto sicherer ist die Befreiung möglich.

Nun noch eine andere Variante: Festhalten eines Armes mit beiden Händen (4). Zunächst drehe ich meinen rechten Unterarm so, daß die Kleinfingerseite zum Gegner zeigt. Danach ergreife ich von unten her – zwischen die Arme des Gegners hindurch – mit der linken Hand meine Rechte (5), reiße sie mit einem Ruck nach unten, etwa in Richtung des linken Oberschenkels (6) – und bin, wie das Bild (Angreifer mit hellem, Verteidiger mit dunklem Gürtel) zeigt, frei. In der nächsten Folge werden wir eine weitere Armbefreiung kennenlernen und uns dann der Abwehr von Würgegriffen zuwenden.

Soldaten schreiben für Soldaten

Auge um Auge, Zahn um Zahn

Unsere Kompanie hatte Wache. Lauter neueingestellte Matrosen, die gerade die Grundausbildung hinter sich hatten. Es dunkelte bereits, als ich am Zaun des Objektes meinen Postenbereich abschritt. Hin und wieder sah ich auf die Uhr. Noch zehn Minuten bis zur Ablösung. Plötzlich kam jemand den Weg entlang auf mich zu. Schnell trat ich hinter einen Baum und erkannte eine ältere Frau, die sicher in der Kombüse der Dienststelle arbeitete. Sie lief nur wenige Meter von mir entfernt vorbei, huschte dann schnell vom Weg ab zum Zaun und schob geschickt eine Latte beiseite, um hinaus zu schlüpfen. Sicher war es nicht das erste Mal, daß sie diesen Weg nahm, und wahrscheinlich hat sie auch mancher der Genossen, die schon länger dabei sind, durchschlüpfen lassen.

„Halt! Stehenbleiben oder ich schieße!"

Wie vom Blitz getroffen fuhr sie herum, die alte Einkaufstasche glitt ihr dabei vor Schreck aus den Händen. Ängstlich beäugte sie die Maschinenpistole und jammerte dann: „Sie müssen mich doch kennen! Ich gebe immer die Kaltverpflegung aus! Lassen Sie mich gehen, ich wohne dort drüben!"

Sie zeigte auf ein Haus, unweit außerhalb des Objektes. „Der Weg durch das Tor ist ein zu großer Umweg", jammerte sie weiter, „lassen Sie mich doch durch, ich bin doch kein Dieb oder Verbrecher!"

„Tut mir leid, Muttchen", sagte ich und bemühte mich, barsch zu sein, „aber es ist verboten. Bei uns herrscht Ordnung! Bleiben Sie stehen, gleich wird der Aufführende hier sein und dann gehen Sie mit zur Wache."

Da kam der Genannte auch schon mit dem Posten. Er konnte nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken, wahrscheinlich kannte er sie. Als wir an der Wache ankamen, umringten uns viele der wachfreien jungen Matrosen. Es war der erste „Festgenommene", den sie zu Gesicht bekamen. Die Frau wurde vom OvD verwarnt und durch das Tor nach Hause geschickt.

Einige Tage später, an einem Sonntag, hastete ich in Ausgangsuniform und mit der Ausgangskarte in der Tasche zur Kombüse. Backen und Banken war zwar erst um 17 Uhr, aber ich wollte so schnell wie möglich das Objekt verlassen, da ich eine Verabredung hatte. Jetzt war es erst 16.30 Uhr. Ich wandte mich an den Hauptbackschafter, den ich gut kannte, und bat ihn um eine Portion. Gerade wollte er mir Aufschnitt und Butter auf einen Teller legen, da kam meine „Festgenommene" zur Tür herein. Ich glaube, ich verfärbte mich leicht. „Was geht hier vor?" säuselte sie lächelnd. „Geht meine Uhr etwa verkehrt? Die Ausgabezeit ist doch erst um 17 Uhr, nicht wahr? Lassen Sie den Teller noch schön stehen, bei uns herrscht Ordnung. Wenn da nun jeder käme." Dann wandte sie sich zu mir und sagte: „Sie werden das wohl zu allererst verstehen, Genosse, nicht wahr?!" Ich nickte heftig und sagte verlegen: „Natürlich, ja, ja, natürlich."

Von dem Tage an kam ich auch bei Ausgangstagen stets zur vorgeschriebenen Zeit zum Backen und Banken. Aber auch meine „Festgenommene" wurde nie wieder in der Nähe des Zaunes gesehen. Doch wenn sie mir zu den Mahlzeiten den Teller reichte, trat immer ein schelmisches Lächeln in ihre Augen und zu meinem Erstaunen stellte ich hin und wieder fest, daß sie sich bei den Wurstscheiben zu meinen Gunsten verzählt hatte.

Karl Artelt, Stabsmatrose der Reserve

Briefwechsel

Gestern war ich Dir fast böse;
ausgeblieben ist Dein Brief,
wo ich doch erwartungsvoll
schon vor Freude nicht mehr schlief.

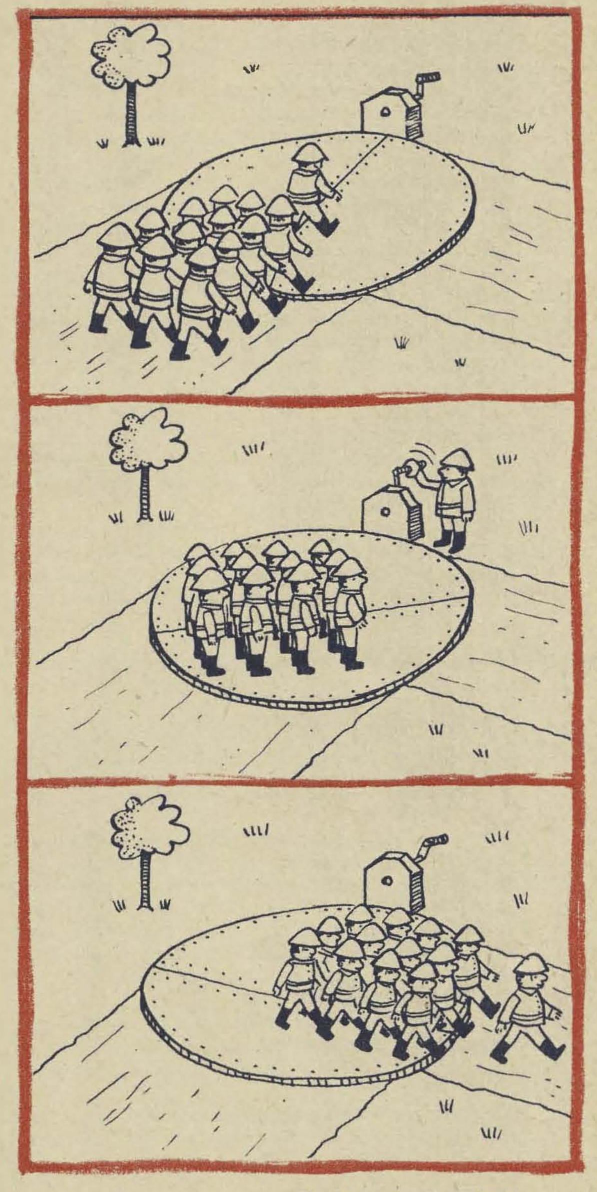
Doch nun bin ich doppelt glücklich;
eingetroffen ist er heut.
Ja, so hab ich einen Tag
länger mich darauf gefreut.

Gleich hab' ich zurück geschrieben.
„Liebste" war mein erstes Wort.
Doch im Nachsatz unterstrichen,
bat ich, bitte schreib' sofort!

Achim Kröger

Der Streich

Als Soldat Lothar Deinert an den Ecktisch trat, stiegen ihm Bierdunst und Zigarettenqualm in die Nase.
„Komm, Lothar ... hick ... komm, trink 'n Bier mit!" lallte Bartel und schob Deinert ein volles Glas hin.
„Jetzt nicht. Wir müssen gehen!" sagte Deinert nachdrücklich.
„Gehen? Wieso gehen?" Stadler stierte Deinert an. Dann begriff er. Fahrig schob er den Uniformärmel hoch, sah auf die Armbanduhr. 23.44 Uhr. Als Stadler die Hand sinken ließ, schien er ernüchtert. „Da müssen wir uns beeilen", stammelte er. Seine Zunge wollte ihm nur schwer gehorchen.
„Ja, es ist höchste Zeit!"
„Wo sind die anderen?" fragte Bartel, der nun auch verstand.
„Schon gegangen."
„Die können uns doch nicht allein lassen!" Bartel riß die Augen auf und krauste unwillig die Stirn.
„Mit euch Saufbrüdern will keiner gehen. Unterwegs macht ihr vielleicht noch schlapp ... Los, beeilt euch, sonst überleg ich mir's auch noch!"
Da erhoben sich Bartel und Stadler, riefen nach dem Ober.
Als sie den Saal verließen, begann die Kapelle wieder zu spielen. Paare drehten sich auf dem Parkett. An der Tür blickte sich Stadler noch einmal um. Tatsächlich, sie waren die letzten Soldaten im Saal.
Stadler und Bartel schwankten über die Straße.
„Los, dalli!" drängte Deinert. „Sonst schaffen wir's nicht!"
Bis zur Kaserne waren es fast drei Kilometer. Ein großer Teil der Strecke war bergig. Sie würden sich sputen müssen!
Als die Soldaten abends mit Unteroffizier Lebelt zum ersten Gruppenausgang in den „Braunen Hirsch" gegangen waren, hatten sie sich gefreut. Mädchen würde man sehen, tanzen, ein Glas Bier trinken ... Doch bei Stadler und Bartel war es nicht bei einem Glas geblieben. Sie hatten kaum getanzt, dafür um so mehr getrunken. Das Bier war durch ihre Kehlen geronnen, als seien sie tagelang durch sonnendurchglühte Wüste geirrt und dem Verdursten nahe gewesen ... Sie waren von den Genossen gebeten worden, weniger zu trinken. Später hatte man sie gemahnt – umsonst. Sie hatten weitergetrunken ...
Jetzt schwankten sie hinter Deinert her. „Nicht so schnell", bettelten sie. Doch Deinert war unbarmherzig. „Entweder ihr haltet euch 'ran, oder ihr rennt allein! Wegen euch will ich nicht zu spät kommen!"
Zu spät kommen! Das wirkte. Emsiger trabten Bartel und Stadler hinter Deinert drein. Sie kamen an eine steile Treppe, die zur Landstraße hinaufführte. Über zweihundert Stufen mochten in den Fels gehauen sein. „Wir kürzen



Zeichnung: Muzenieck

ab!" entschied Deinert. Er stürmte die Treppe hinauf.
„So warte doch", barmte Bartel, „kannst uns doch nicht im Stich lassen." Er stolperte, stürzte auf die Stufen, rappelte sich wieder auf. Da packte ihn Deinert und zog ihn hinter sich her.
„Los, beeil dich!" schimpfte er. Stadler keuchte hinter den Genossen. Als sie an einer Laterne vorbeikamen, schien sie zu rotieren. Stadler kniff die Augenlider zusammen. Da schaukelte die Lampe hin und her. Eigenartig, dachte er, sehr eigenartig und stolperte weiter. ▶

Als sie die Landstraße erreichten, blickte Deinert auf die Uhr. 23.52 Uhr. „Los“, sagte er, „wir müssen weiter!“

„Nur 'ne kleine Verschnaufpause“, bat Stadler.

„Dann verschnauft ruhig! Ich hau ab.“

Er rannnte die Straße entlang, auf der die Nacht wie ein schwarzes, flauschiges Tuch lastete. „Nimm uns mit!“ schrie Bartel heiser. Doch Deinert hörte nicht. Immer weiter entfernten sich seine Schritte, verklangen schließlich. Da griff Erregung nach Stadler und Bartel. Sie waren allein. Keiner konnte sie mehr vorwärts treiben. Insgeheim verfluchten sie ihre Schwäche für das Bier. Hätten sie bloß nicht so viel getrunken! Doch was half's jetzt? „Komm!“ keuchte Bartel.

Sie hasteten die Straße entlang. Die Angst, sich zu blamieren, trieb sie vorwärts, ernüchterte sie merklich. Zügiger wurde ihr Lauf. Sie keuchten. Der Hals wurde ihnen trocken. Über ihre Gesichter lief Schweiß. Die Beine wurden bleischwer.

Endlich leuchteten ihnen mehrere gelbliche Lichtvierecke entgegen. Die Kaserne war nah! Als sie den Hof erreichten, hallten vom Kirchturm Glockenschläge. 24.00 Uhr! Sie hasteten die Treppe hinauf, eilten ins Wachzimmer. Schweißnaß klitschten die Haare an ihren Köpfen. Die Gesichter glänzten. Schwer ging der Atem. „Genosse Feldwebel, Soldat Bartel und Soldat Stadler melden sich vom Ausgang zurück!“

Feldwebel Warnke feixte. „Sie sind sehr pünktlich, Genossen“, sagte er spöttisch.

„Sind wir die Letzten?“ fragte Stadler heiser.

„Die Letzten? Aber nein, die Ersten sind Sie!“

„Und die anderen aus unserer Gruppe“, stotterte Bartel, „sind die noch nicht zurück? Deinert ...?“

„Nein, warum sollten sie auch? Der Kompaniechef hat den Ausgang bis ein Uhr verlängert.“ „Aber ...“ Verständnislos sahen sich Bartel und Stadler an.

„Ihr Gruppenführer hat mich vorhin angerufen“, sagte Warnke und lächelte anzüglich. „Die Genossen haben gemerkt, daß Sie das Bier nicht vertragen. Sie wollten nicht, daß Sie sich eine weitere Stunde quälen. Ist doch anständig, nicht?“

Stadler und Bartel schwiegen.

Stefan Schoblöcher

Bandera Roja

Fortsetzung von Seite 11

‚Ein guter Kerl, sagen sie, obgleich er Bulgare ist; und tapfer ist er, trotzdem er Bulgare ist ... So geht das nicht. Dimitroff ist doch auch Bulgare. Und die Faschisten dort unten in Sofia, die werden wir erschießen. Weißt du noch, wie wir die von der Fünften Kolonne erschossen haben, in Cordoba? Entsinnst du dich?‘

‚Freilich erinnere ich mich.‘

Er richtete sich höher auf, sah mir mit fiebrig glänzendem Blick in die Augen, unterdrückte einen quälenden Hustenanfall und sagte dann laut:

‚Der Panzer war genauso wie damals, und geregnet hat es auch. Nur Bier gab's nicht wie damals, weißt du, das wir aus dem Krug auf spanisch tranken ...‘

Dann sank er wieder erschöpft auf sein Strohlager zurück, schloß die Augen und bat:

‚Hör mal, Pablo. Sing' Bandera Roja.‘

Ich schwieg verwirrt, doch er drängte: ‚Sing!‘ Es war seltsam, daß ich hier, in dieser zerstörten mazedonischen Bauernkate, plötzlich das alte vertraute Lied der spanischen Republikaner singen sollte, aber ich wagte mich nicht zu sträuben und sang eine Strophe.

‚Weiter‘, sagte er, als ich geendet hatte.

‚Weiter kann ich es nicht mehr.‘

‚Aber ich entsinne mich genau.‘ Er sang, wurde aber wieder vom Husten geplagt. ‚Nein, ich kann nicht singen, aber trotzdem haben wir zwei, Pablo‘, fuhr er nach langer Pause ganz leise fort, ‚nicht aus einer Kanone geschossen damals in Spanien, damit jetzt dieses verfluchte Expeditionskorps hier sitzen darf. Nein, dafür haben wir nicht gekämpft‘, wiederholte er mit unverhohlener Bitternis und Qual. ‚So kann es nicht weitergehen. Das darf nicht sein!‘ Das waren die letzten Worte, die ich von ihm vernahm. Er drehte sich zur Wand und atmete schwer mit seinen zerschossenen Lungen.

Ich weiß nicht, mochte er nicht länger mit mir sprechen oder fehlte ihm die Kraft dazu? Eine Stunde später starb er, ohne noch ein Wort zu sagen.“

„Sehen Sie, an ihn dachte ich, als ich ins Feuer starrte, nachdem Sie mich gefragt hatten, ob ich in Spanien gewesen sei“, wandte sich Simić an den russischen Hauptmann. „Sie waren gewiß auch dort?“

Der Hauptmann lächelte zum ersten Mal an diesem ganzen Abend.

„Wie soll ich sagen ... Die ‚Bandera Roja‘ erinnert mich an meine Jugend, und ich würde sie auch gern vor meinem Tode hören.“

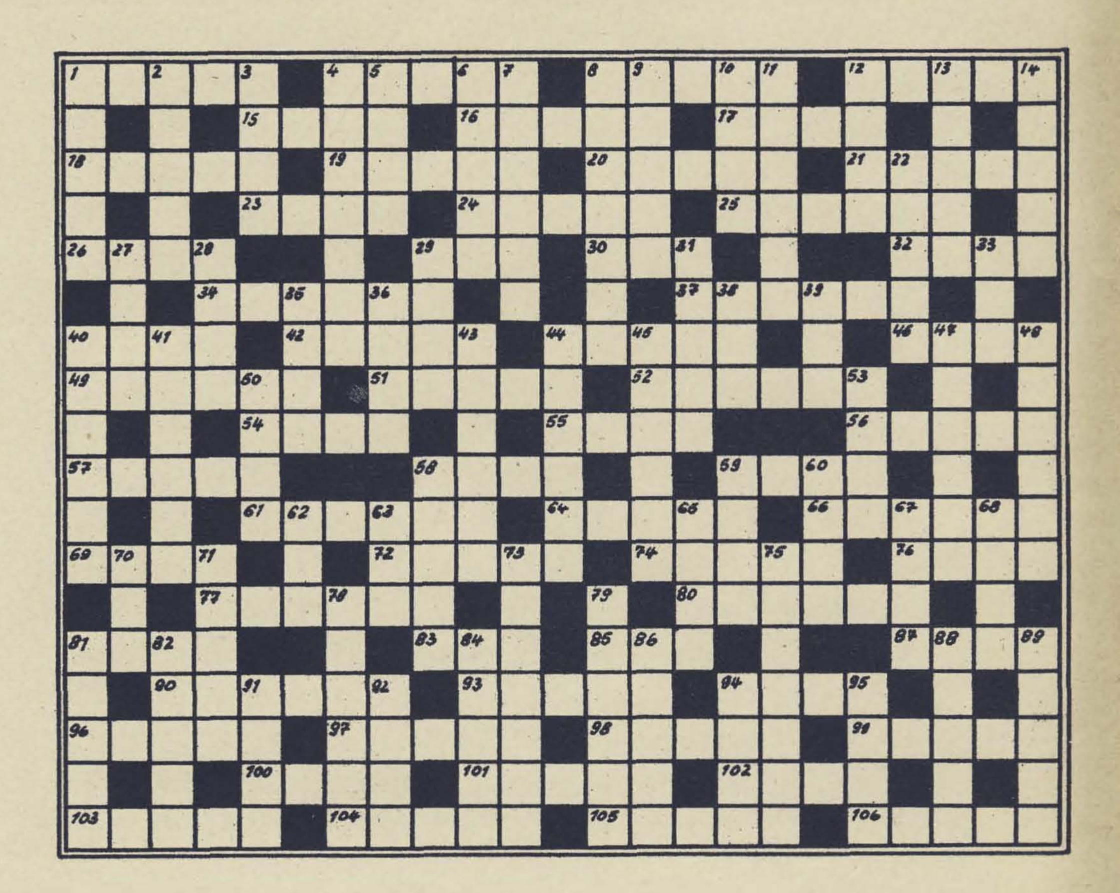
„Ist das ein Rauch hier!“ sagte Simić. „Kommen Sie, gehen wir ein wenig ins Freie.“

Wir traten zur Tür hinaus in die helle Mondnacht. Auf der Chaussee nach Nis rückten ununterbrochen Truppen vor. Da marschierte jugoslawische Infanterie, gefolgt von stumpfnasigen „Renault“-Lastwagen, an denen kurze bulgarische Feldgeschütze angehängt waren. Bulgarische und jugoslawische Soldaten schritten vorbei, leise mit den Waffen klirrend und halblaut miteinander sprechend.

„Popoff hat recht behalten“, sagte ich zu Simić. „Es konnte so nicht weitergehen.“

„Ja“, versetzte Simić einfach. „Obwohl es damals schien, als würde dieser Tag noch lange auf sich warten lassen.“





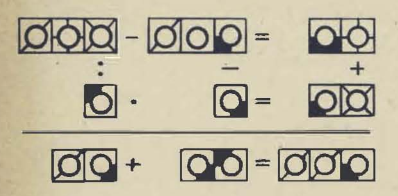
KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. Kraftmaschine, 4. sowj. Spitzensportlerin, 8. ungar. Staatsmann, 12. Wurfgerät, 15. Kettengebirge im Süden der Kirgis. SSR, 16. österreich. Bundesland, 17. Überbleibsel, 18. nordafrik. Hauptstadt, 19. deutscher LKW, 20. Zeit von Mittag zu Mittag, 21. brasil. kommunist. Dichter, 23. altorient. Staat am Tigris, 24. Stadt in Hessen, 25. bedeutender deutscher Chemiker (1803 bis 1873), 26. engl. Grafschaft, 29. nord. Haustier, 30. Strom in Afrika, 32. Weinernte, 34. franz. Mathematiker u. Physiker (1775—1836), 37. Fluß in Mittelsibirien, 40. Elementarteilchen, 42. Kurort im Harz, 44. gefährliche Lage, 46. Roman von Zola, 49. Gebäck, 51. See in Finnland, 52. deutscher Astronom, Mitbegründer der modernen Astronomie, 54. Süßwasserraubfisch, 55. Kraterö ffnung, 56. Fluß in der ČSSR, 57. Auserlesenes, 58. männlicher Vorname, 59. Sportmannschaft, 61. Wagenschuppen, 64. Insel in Mikronesien (Stiller Ozean), 66. Wurstsorte, 69. Tau-, Kettenende, 72. Luftsprung, 74. Kaltspeise, 76. Fluß in Flandern, 77. alter poln. Bauerntanz, 80. kolumbian. Revolutionär (1765—1823), 81. Spezialgeschütz, 83. Papagei, 85. jurist. Begriff, 87. Richtschnur, 90. Seebad an der franz. Reviera, 93. vierfacher Goldmedaillengewinner bei den XI. Olympischen Spielen, 94. Festgetränk, 96. Grundstoff der chem. Industrie, 97. Verhältnis des Teilkreisdurchmessers des Zahnrades zur Anzahl der Zähne, 98. Kohlenwasserstoff, 99. Teil der Turbine, 100. Einhufer, 101. Sänger, 102. indische Münze, 103. oberösterreich. Ind.-Stadt, 104. deutscher Komponist (1873—1916), 105. Meßgerät, 106. inneres Organ.

Senkrecht: 1. sowj. Forschungsstation in der Antarktika, 2. Fluß in Italien, 3. Teilbetrag, 4. belehrendes Gleichnis, 5. Stadt in Mittelfrankreich, 6. Wohnraum, 7. Alarmgerät, 8. patriot. Sänger und Kämpfer des Befreiungskrieges, 9. Gebirge in Westsibirien, 10. See im sowj. Mittelasien, 11. Schiffsgeländer, 12. militär. Führungsstelle, 13. Stockwerk, 14. Fluß in Südfrankreich, 22. Raubvogel, 27. norddeutscher Fluß, 28. Toilettengegenstand, 29. deutscher Schriftsteller (Spanienkämpfer), 31. neuartige Lichtquelle, 33. japan. Währung, 35. hervorrag. brasil. Fußballstürmer, 36. Erfinder des Telefons, 38. Kurzbezeichnung für die Wirtschaftspolitik der UdSSR in der Übergangsperiode vom Kapitalismus zum Sozialismus, 39. Stadt im Erzgebirge, 40. Isoliermaterial, 41. aus mehreren Wettbewerben zusammengestelltes Bahnrennen, 43. Südfrucht, 44. japan. Gewand, 45. ungar. Omnibus, 47. Südfrucht, 48. marokkan. Hafenstadt, 50. Fahrzeug der Küstenfischerei, 53. europ. Hauptstadt in der Landessprache, 58. Stadt in Japan, 59. Stadt südl. von Moskau, 60. ital. Weinstadt, 62. Lebensbund, 63. Nebenfluß der Aller, 65. Begrenzung, 67. drittgrößte Stadt Frankreichs, 68. Gewässer, 70. Dorfsiedlung der Turkvölker, 71. Ehrenpreis, 73. Hochseefischereifahrzeug, 75. hervorragender deutscher Wissenschaftler der Gegenwart, 78. Weinglas, 79. Ausgangsstoff für Treibstoff, Farbe und Arzneimittel, 81. Brennpunkt

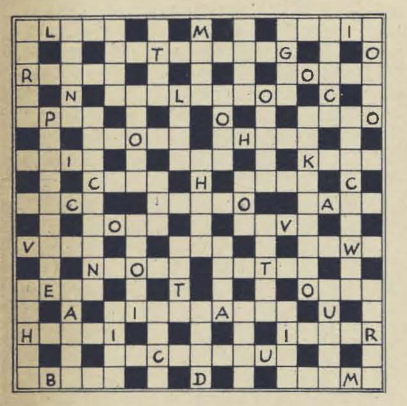
von Linsen und Spiegeln, 82. Teil des Wagens, 84. Marschstrecke, 86. Nebenfluß der Rhone, 88. Hafen Roms im Altertum, 89. Fluß in Frankreich, 91. holländ. Maler (1603—1677), 92. Salzlösung, 94. Nebenfluß der Mosel, 95. Gangart.

RECHNEN UND RATEN



Jedes Karo bedeutet eine Ziffer, gleiche Karos bedeuten immer gleiche Ziffern. Es sind dieser Aufgabe entsprechend die Ziffern zu finden, die — in die Mittelfelder der Karos eingesetzt — die waagerechten und senkrechten Rechenaufgaben richtig lösen.

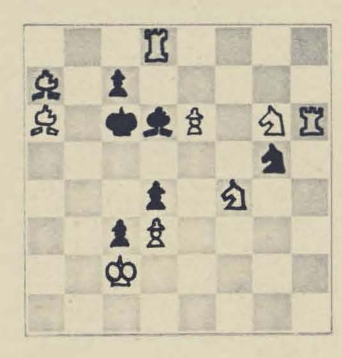
KREUZGITTER



Unter Zuhilfenahme der eingetragenen Buchstaben sind Wörter folgender Bedeutung in die Figur einzutragen (unabhängig von Reihenfolge und Richtung).

1. Artillerieeinheit, 2. Hauptstadt der DRV, 3. Flüssigkeitsbehälter, 4. Oberbefehlshaber der Gruppe der zeitweilig in der DDR stationierten sowj. Truppen, 5. Meereshorizont, 6. vielseitiger Werkstoff, 7. Teilgebiet der Mechanik, 8. Strom in Afrika, 9. sowj. Schriftsteller und Pädagoge, 10. Atomforschungszentrum in der Sowjetunion, 11. Stadt in Tibet, 12. Hirschort, 13. techn. Fachschule, 14. Sprengkörper, 15. Ausdrucksform, 16. berühmter finn. Langstrekkenläufer, 17. malaiischer Dolch, 18. deutscher Strom, 19. engl. Grafschaft, 20. Gebirge in Sibirien, 21. Halbinsel im Norden der Sowjetunion, 22. nord. Gottheit, 23. Dichtungsmasse, 24. Erdsatellit, 25. Blutgefäß, 26. Nebenfluß der Wolga, 27. Lehre vom Licht, 28. europ. Hauptstadt, 29. Zeitraum, 30. Kampfbahn, 31. Mineral, 32. Pionierlager auf der Krim, 33. Übersetzstelle, 34. Stadt in der VR Polen, 35. Arbeitsabschnitt bei der Fließarbeit, 36. französ. Märchenriese, 37. Festtracht, 38. wichtiger Rohstoff 39. Fluß in Sibirien, 40. Baumwollgewebe, 41. Geländeskizze, 42. Ansagerin im DFF, 43. griech. Insel, 44. Stadt in Nordwestfrankreich, 45. afrikan. Republik, 46. Altberliner Original, 47. Fluß in der CSSR, 48. Staat der USA, 49. russ.-sowj. Schriftstellerin („Der Platz an der Sonne"), 50. Stadt in Jugoslawien, 51. Teil der Kommandobrücke, 52. Laubbaum, 53. roter Farbstoff, 54. orientol. Titel, 55. Hauptstadt der Usbek. SSR, 56. Oper von Puccini, 57. vergleichende Gegenüberstellung, 58. Autor des Romans „Das Geschenk", 59. drehbares Rundholz des Schiffsmastes, 60. französ.: Kopf, 61. Kohlerückstand, 62. Fluß in den Finn. Meerbusen, 63. Nebenfluß der Donau, 64. Stadt auf Florida, 65. sagenhafte Königin von Theben, 66. Stromwender.

SCHACHAUFGABE



Matt in drei Zügen (J. Juchli)

AUFLÖSUNGEN AUS HEFT 7/1965

MAGISCHES QUADRAT: 1. Hašek, 2. Arara, 3. Satin, 4. Erika, 5. Kanal.

RÄTSELLEISTE: 1—2 Arkona, 3—4 Rokoko, 5—6 Kopeke, 7—8 Tapete, 9—10 Bernau, 11—12 Verner, 13—14 Baikal, 15—16 Spikes, 17—18 Abusch, 19—20 Mauser — Kopernikus.

BUCHSTABENTAUSCH: „Penny block"

FÜLLRÄTSEL: 1. Status, 2. Stativ, 3. Statik, 4. Statue, 5. Statut, 6. Stator — Statur.

KREUZWORTRÄTSEL: Waagerecht: 1. Fucik, 4. Essig, 7. Maat, 10. Unita, 13. Ohm, 14. Ried, 15. Ehm, 16. Natur, 17. Aorta, 20. Idee, 22. Eider, 24. Neid, 26. Ruslan, 27. Kali, 28. Eton, 31. Glezos, 32. Goa, 34. Igor, 36. Renate, 38. Wesir, 40. Oka, 41. Larissa, 45. Ala, 46. Laterne, 48. Reuter, 50. Katalog, 53. Hai, 55. Senegal, 56. Hus, 58. Arras, 60. Traber, 63. Isel, 65. Hel, 67. Neruda, 70. Lore, 71. Solo, 73. Eichel, 75. Nina, 77. Messe, 78. Inka, 79. Pskow, 81. Droge, 82. Ahn, 83. Olpe, 84. Aue, 85. Taler, 86. Nano, 87. Rasin, 88. Lhasa.

Senkrecht: 1. Fender, 2. Cotton, 3. Korn, 4. Email, 5. Sir, 6. Graus, 7. Meile, 8. Adda, 9. Tee, 10. Umea, 11. Indigo, 12. Aurora, 18. Ode, 19. Trosse, 21. Engel, 23. Ili, 25. Egeln, 27. Kai, 29. Tetanus, 30. Nabe, 33. Osoka, 35. Oktober, 37. Mate, 38. Ware, 39. Rot, 42. Ähre, 43. Iris, 44. Susa, 47. Roa, 49. Engels, 51. Altan, 52. Aral, 54. Aalen, 56. Hikmet, 57. Sessel, 59. Rho, 61. Bogota, 62. Reseda, 64. Los, 66. Scala, 67. Neper, 68. UNO, 69. Diwan, 72. Lear, 74. Ikon, 76. Adel, 78. Inn, 80. Kos.

SCHACH: 1. Kb3!! D:d5+ 2. Kc3! Dg2. Ergebnis: der wBd5 ist verschwunden, die Schräge b7 — h1 nunmehr frei zur entscheidenden Fesselung mittels 3. D:b7! D:b7 4. Sf2 matt.

RATEN UND RECHNEN:

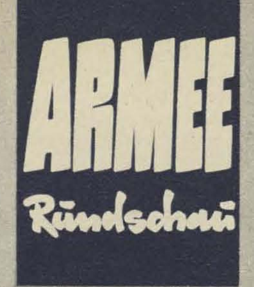
70 + 90 = 160
: — +
14 + 46 = 60
5 × 44 = 220



„Erfurt Turm an Bravo Alpha: Starten Sie!“ Rasch verschwindet hinter uns der modernisierte Erfurter Flughafen und Sie sitzen mit uns in der Kabine der „Bravo Alpha“, einer IL 14. Eben erst gestartet – und schon liegt linker Hand der Ettersberg. Buchenwald! Deutlich zeichnet sich die „Straße der Nationen“ und der Glockenturm ab. — Wenig später erblicken wir den Naumburger Dom. Seine ebenso berühmten Stifterfiguren, Uta und Ekkehard, kann aber selbst ich nicht erkennen.
Ich wolle zu hoch hinaus? Keine Bange! Als ich mit der Fliegerei begann — übrigens auf Schneekufen — ging es mir ja ebenso wie Ihnen heute: Aus großer Höhe zu sehen, will erst trainiert sein. Und bei der Volksarmee haben wir sogar gelernt, aus der Luft die Länge eines Zuges zu schätzen. — Wären Sie sehr erstaunt, wenn ich jetzt Vorhänge vor die Fenster zöge? Das geschieht oft. Wenn ich künftige Piloten ausbilde, muß bei schönem Wetter der Blindflug imitiert werden. – Auch bei „verdunkeltem“ Fenster und ohne Karte wüßten wir jetzt, wo wir uns befinden. Der Geruch – um nicht zu sagen: der Gestank – verrät es uns: Buna! Leuna! Deutlich sind die Anlagen von Leuna II und etwas abseits gelegen die neuen Wohnviertel zu erkennen. Meist erscheinen große Objekte auf der Erde klein und kleine Objekte winzig, aber die Leuna-Werke wirken auch aus der Höhe gigantisch. Und noch immer wächst der Riese: Von oben betrachtet von Halbjahr zu Halbjahr. – Eine scharfe Linkskurve. Wir blicken ins Leipziger Zentralstadion und drücken die Daumen, daß unsere Fußballer hoch hinauskommen, indem sie einen klaren Sieg über Österreich landen. Hinter Wittenberg, der Lutherstadt, ausgedehnte Wälder. Für Sie vielleicht ein Bild Grün in Grün und reizlos, aber für mich Vorfreude aufs Jägerglück. – Seit Minuten schon stehen wir in Funkverbindung mit Schö... nein, ich meine nicht Schönefeld, sondern Schönhagen! Und schon erblicken wir unter uns zahlreiche kleinere Schwestern unserer IL 14. Klein (die Flugzeuge) aber oho (die Sportler). Von Schönhagen aus gelang dem Kameraden Daumann zweimal mit einem Segelflugzeug der 500-Kilometer-Dreiecksflug. Niemand hat ihm das bisher in Europa nachgemacht. Die Motorflieger errangen bei der letzten Weltmeisterschaft die Bronzemedaille. Und um die Springer nicht zu vergessen: Die Frauen sind Vizeweltmeister; nach der letzten Weltrekordliste vom Mai halten wir 29 Weltrekorde und stehen damit in der Weltrangliste an zweiter Stelle noch vor den USA (26). – 55 Minuten nach unserem Abflug: Berlin-Schönefeld. Die Radargeräte leiten uns bis 5 oder 10 Meter Höhe. Gelandet wird gegenwärtig bis zu einer Wolkentiefe von 40 Metern. Aber die Anlagen erlauben auch eine Blindlandung. – Rasch wollen unsere Passagiere ans Ziel ihrer Urlaubswünsche – an die Ostsee. Der Müggelsee mit den vielen, vielen Segelbooten und dem neuen Müggelturm gibt einen Vorgeschmack. Über Fürstenwalde fliegen wir eine scharfe Nordkurve. Kamen wir früher bei dem offenen Funkfeuer in einen Hagelschlag, dann versagte der Kompaß. Heute ist auch hier ein modernes UKW-Feuer für unsere Orientierung. Das Reifenwerk – unser größtes – können wir nicht sehen. Dafür aber wenig später das größte Schiffshebewerk Europas bei Niederfinow. Wie Spielzeuge schwimmen drei Lastkähne in dem klein-riesigen Kasten. Ganz in der Ferne, mehr zu erraten als zu erkennen – die Destillationstürme des Erdölwerkes Schwedt. Dieser Teil unserer Heimat – heute ist er kein Stiefkind der technischen Entwicklung mehr. – Wir fliegen über bestellte Äcker hin. Einst sah das, was auf der Erde Handtuchfelder genannt wurde, aus der Luft wie Schnipselfelder aus. Heute scheinen es aus der Luft Handtuchfelder zu sein. Frappierend, daß auf jedem zweiten oder dritten „Handtuch“ Traktoren fahren. Wie reich doch unsere Republik an landwirtschaftlichen Maschinen geworden ist. – Und dann sind wir über Prenzlau. Zwischen den Wohnhäusern viele Lücken. Die im alten Prenzlau verraten die Willkür des Krieges; die anderen aber – in den Neubauvierteln – die klugen Überlegungen der sozialistischen Städteplaner. Man spürt es bis zu uns herauf: Dort ist es luftig und sonnig. – Unter uns das Haff, dann polnisches Gebiet, fruchtschweres Land. Über Swinemünde biegen wir auf Heringsdorf ein und landen auch schon auf einer neuen Piste. Ein Bad in der Ostsee wollen Sie nehmen? Bitte schön – aber dann fliegen Sie! (Bildlich gesehen.) Denn in einer Stunde geht es zurück, mit braungebrannten Ex-Urlaubern an Bord. Die Sonne ist dann bereits weiter nach Westen gewandert. Wie hunderte kleine Spiegel oder Smaragde blitzen die Seen der Märkischen Seenplatte rechter Hand unter uns. Ja, unser Land ist reich an Maschinen und sozialen Einrichtungen und fleißigen Menschen – es ist aber auch unendlich reich an Schönheiten der Natur.

Flugkapitän Dorn

DDR UNSER VATERLAND



HEFT 8
AUGUST 1965
PREIS MDN 1,-

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Major Hansjürgen Usczeck · Anschrift der Redaktion: 1018 Berlin, Postschließfach 7986, Telefon: 53 07 61 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Major Jiři Blecha, Prag; Major Janusz Szymański, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Major László Serfözö, Budapest; Oberstleutnant Jon Nichifor, Bukarest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, 1018 Berlin, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, 102 Berlin, Rosenthaler Straße 28—31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 4 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.



Redaktionsschluß dieses Heftes: 15. Juni 1965

Fotos: Gebauer (29) Titel, 2, 3, 8, 12, 13, 14, 16, 16, 47, 48, 49, 65, 66, 84, 85, 89; Walzel (3) 21; Zentral-Bild (5) 22, 23, 24, 25; Große (2) 30, 31; Gatschikow (5) 35, 36, 37; Kronfeld (1) 40; Progress (1) 50; Dressel (1) 52; Kintscher (1) 56; Liebe (1) 61; Archiv (5) 64, 82, 83; Otto (1) 68; Flohr (5) 70, 71, 72, 73; Ittenbach (1) 92; Raddatz (1) Rücktitel.

TITELBILD: Springreiter des ASK Vorwärts Berlin

STAR-Palette

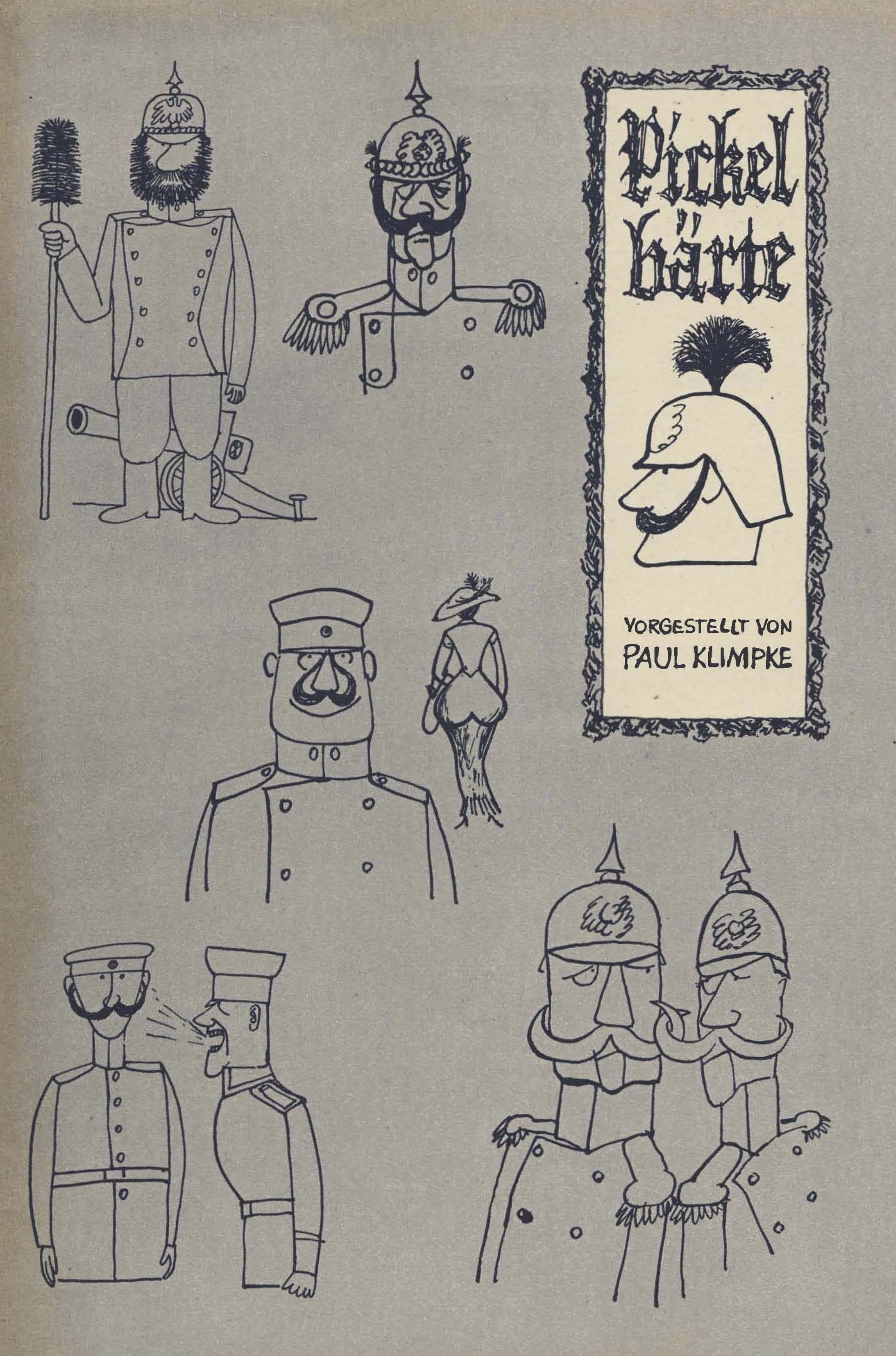
Ingrid ist der weibliche Teil der „Geschwister Schubert", die sich zur Spitzenklasse der DDR-Artistik im wahrsten Sinne des Wortes „hinaufgearbeitet" haben. In achtzehn Meter Höhe hält Ingrid ihren 75 Kilogramm schweren Bruder Wilfried fest an einer Hand oder einem Bein. Und es erscheint spielend einfach, wenn man ihre anmutigen Bewegungen und ihr bezauberndes Lächeln sieht. Sie lassen keinen der Zuschauer etwas von der harten Arbeit der Artisten am Hängeperche ahnen.

Ingrid und Wilfried kennen das Zirkusmilieu von Kindheit an. Schon die Großeltern arbeiteten in der Manege, die Mutter war eine bekannte Hochseilartistin und der Vater – nach einem Unfall – Geschäftsführer beim Zirkus. So war es kein Wunder, daß die beiden Kinder bereits mit elf und dreizehn Jahren ihr Training begannen. Und dreizehn Jahre sind es jetzt auch her, daß sie als „Geschwister Schubert" miteinander arbeiten. Stolz berichtet Ingrid von ihren Erfolgen: Zwei Silbermedaillen wurden ihnen 1957 auf dem Festival der Jugend und Studenten in Moskau überreicht, und bei der Großveranstaltung der „Brigade der Luftpiloten" 1955 in Berlin erhielten sie die Medaille für ausgezeichnete Leistungen. Ihre Tourneen führten Ingrid und Wilfried durch die Volksrepublik Polen, die Sowjetunion, Rumänien, Schweden und Finnland. Nachdem sie in der DDR durch ihre Arbeit bei Zirkus Busch, Zirkus Aeros, im Berliner Friedrichstadt-Palast und beim Deutschen Fernsehfunk bekannt wurden, führt sie nun ein siebenmonatiges Gastspiel durch die ČSSR.



Ingrid Schubert

Auf diesen Reisen ist Ingrid nicht nur Artistin, sondern zugleich Schwester und „Mutter" ihres zwei Jahre jüngeren Bruders, der in seiner Freizeit mit Begeisterung singt und Gitarre spielt. Ingrid hingegen füllt ihre Mußestunden gern mit fotografieren aus. Unzählige Fotos erzählen von ihren Gastspielen in befreundeten Ländern ebenso wie die originalgetreuen Nationaltrachten von Ingrids zwanzig Puppenpaaren, einer Sammlung, die sie noch tüchtig zu vergrößern vorhat! *Helga Heine*



Index 31 036

